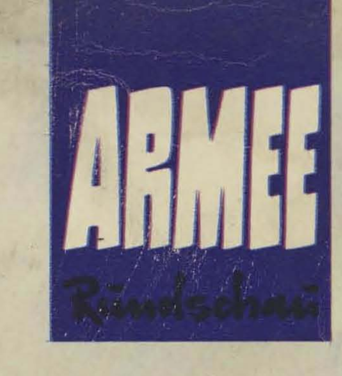
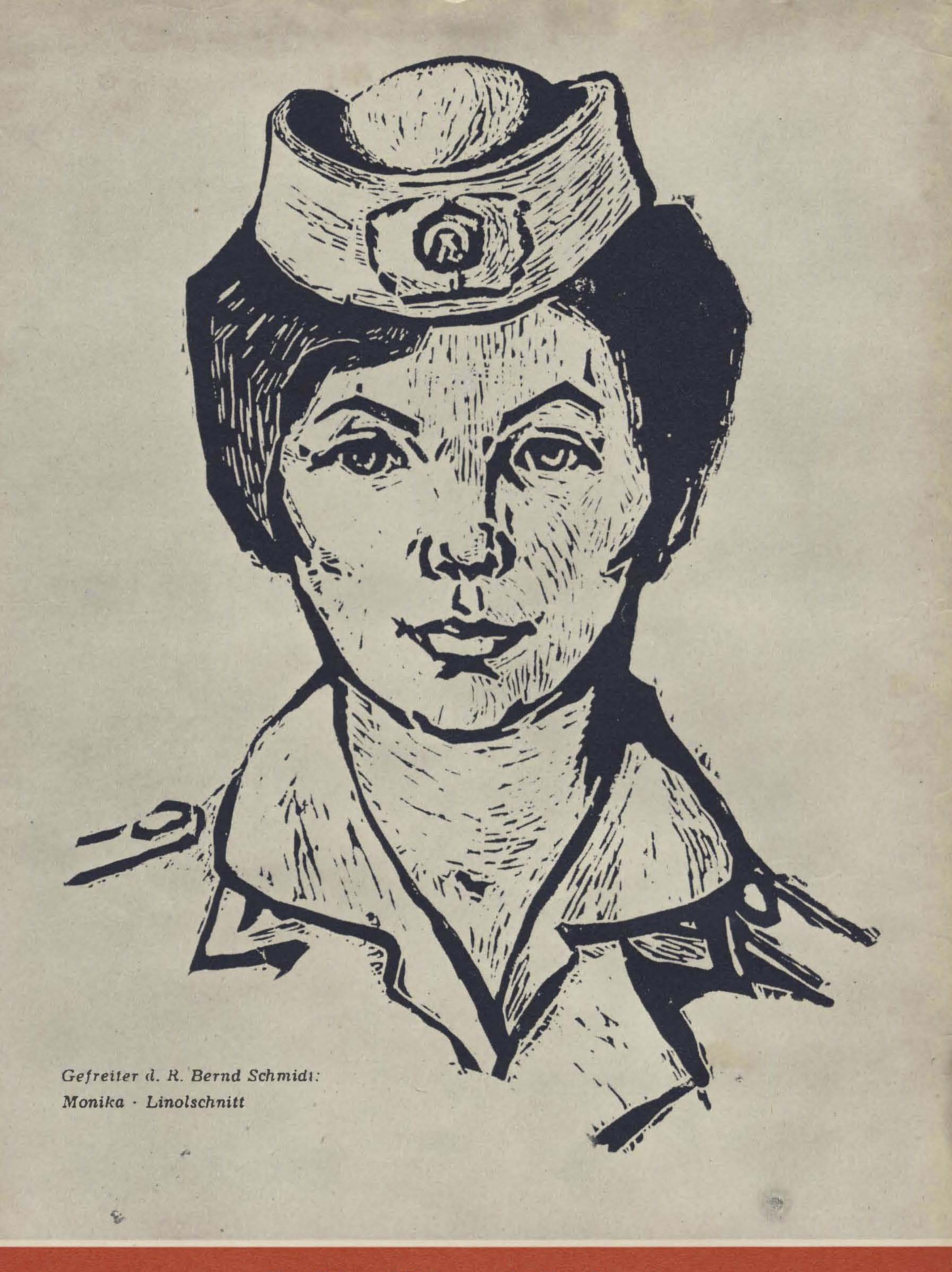


Magazin des Soldaten

HEFT 3 • MÄRZ 1964 • PREIS DM 1,–



Gefreiter d. R. Bernd Schmidt: Monika · Linolschnitt

Herzlichen Glückwunsch allen Leserinnen
zum Internationalen Frauentag am 8. März

Soldat M. Schlegel fragt: Kann der Hauptfeldwebel den vom Kompaniechef genehmigten Ausgang streichen?

Das ist wieder eine jener berühmten Fragen, die man nicht mit „Nein!" oder „Ja!", sondern nur mit „Nein!" und „Ja!" beantworten kann. Grundsätzlich trifft auch für den Ausgang zu, was für das militärische Leben allgemein gilt: Die Direktive, der Befehl, die Weisung des Übergeordneten wird durchgeführt. Deshalb kann der Hauptfeldwebel grundsätzlich nicht nach eigenem Belieben den vom Kompaniechef bewilligten Urlaub verweigern. Der Hauptfeldwebel muß, wenn neue Gesichtspunkte auftauchen, dem Kompaniechef seine etwaigen Bedenken vortragen.
Soviel zum „Nein!" Und dies zum „Ja!"
Der Hauptfeldwebel ist beispielsweise für den Zustand der Bewaffnung der Kompanie verantwortlich, er teilt die Arbeits- und Wachdienste ein, und er hat auch die Disziplinarbefugnis, Soldaten den Ausgang bis zu drei Wochen zu sperren. Er ist in Abwesenheit des Kompaniechefs und der übrigen Kompanieoffiziere der verantwortliche Leiter der Kompanie.

Und setzen wir doch einmal diese Situation voraus. Wenn jetzt ein Schaden in der Technik sofort behoben werden muß, oder wenn zum Wachdienst eingeteilte Genossen aus zwingenden Gründen plötzlich ausfallen, oder wenn ein grober Disziplinverstoß vorliegt – in diesem Falle kann der Hauptfeldwebel Ihnen den bereits genehmigten Ausgang verweigern. Das entspricht, wie Sie sicherlich zugeben werden, der militärischen Logik; denn es dient dazu, die Einsatzbereitschaft der Kompanie jederzeit zu sichern.

Unteroffizier Hans-Helmut Strohbach fragt: Wer kann Pfingsten am Deutschlandtreffen teilnehmen?

Auch Sie, Genosse Strohbach, können dabei sein, ja Sie sollen sogar, das ist der Sinn des Deutschlandtreffens. Wenn zu Pfingsten in Berlin die Jugend ins Stadion einmarschiert ist und 1500 Musiker den Eröffnungstusch blasen, wird genau die gleiche Zahl Armeeangehöriger im weiten Rund sitzen, 1500 also. Sicherlich werden Sie es verstehen, daß wir nicht alle Armeeangehörigen zu Pfingsten nach Berlin schicken können. Jederzeit einsatzbereit sein, das heißt: auch zu Pfingsten.
Ich will den Teufel nicht an die Wand malen. Aber ich erinnere mich des 1. Deutschlandtreffens 1950 sowie anderer Feste; die Erfahrung zeigt, daß unsere Gegner gerade zu solchen Höhepunkten durch Provokationen versuchen, die Atmosphäre zu vergiften. Jeder, der also an den Pfingsttagen seinen Dienst tut, trägt zum Gelingen des Deutschlandtreffens bei.

Aber nicht nur dadurch! Vielleicht erinnern Sie sich noch an die Messe der Meister von Morgen. Da stellte zum Beispiel das Kollektiv des Major Preuhs sein neues Lichtpunktzielgerät aus. Nicht alle Genossen des Kollektivs weilten damals persönlich in Leipzig, und doch waren praktisch alle vertreten, eben durch ihr Gerät. Der Unterschied zum Deutschlandtreffen besteht nur darin, daß dieses eine viel größere Messe der Meister von Morgen ist und daß Leistungen auf allen Gebieten ausgestellt werden, angefangen von kulturellen über die Erfolge in der politischen Ausbildung bis zu den Ergebnissen beim Schießen.

Also nicht jeder kann Pfingsten in Berlin sein, aber jeder kann mit seinen Leistungen teilnehmen. Es geht nicht darum, daß die Armee möglichst viele Fahrkarten nach Berlin bekommt. Man kann sogar sagen: Je weniger Fahrkarten es gibt, desto besser wird das Deutschlandtreffen gelingen. Ich meine die Fahrkarten auf der Schießscheibe. Wie wärs, wenn Sie Ihre Gruppe bis Pfingsten dazu brächten, diese Fahrkarten nicht mehr zuzulassen? Was aber die jugendgemäße Atmosphäre anbelangt, die Pfingsten in Berlin herrschen wird: Bei etwas Begeisterung und Initiative läßt sich viel davon auch in Ihrer Einheit organisieren!

OBERST RICHTER antwortet

Ihr Oberst

Richter

Nur eine Meinung

zum Brief von Gisela Schmidt (AR 1/64):
Laß die Gänslein schnattern, liebe Gisela. Vielleicht ist ihr Horizont nicht weiter als bis Lippenstift und Puderquaste. Heute, wo wir Frauen mitbestimmen, denke ich, daß Männersache auch die unsrige ist. Elfriede Hochstein, Burgstädt

So manches Mädel würde ihren Freund, der Soldat wird oder sich als Soldat auf Zeit verpflichtet, besser verstehen, wenn es die „AR" lesen würde.

Birgitt Blietz, Letzin

Ich freue mich jeden Monat, wenn mein Mann – er versieht seinen Dienst in den bewaffneten Kräften – das Soldatenmagazin mitbringt. Renate Liedtke, Gadebusch

Ich bin eine ebenso begeisterte Leserin der „AR", und das nicht nur, weil mein Freund Grenzer ist.

Gabriele Herte, Zittau

Müssen Soldaten so sein?

Oft habe ich beim Tanzen bemerkt, daß die Soldaten uns Mädchen in jeder Hinsicht beleidigen. Als ich neulich mit meinem Verlobten tanzte, wurde ich mitten im Tanz von einem Flieger aufgefordert. Als ich ablehnte, wurde mir an den Kopf geworfen: „Na ja, Zivilisten sind eben besser als Soldaten." Ich finde das einfach albern.

Margitta Gawrilow, Pinnow

Sind die Soldaten wirklich so? Was meinen die Frauen und Mädchen zum Verhalten der Soldaten, was meinen die Soldaten zu Margittas Brief?

Fahrkarte kostenlos

Wenn ein wehrpflichtiger Armeeangehöriger nach längerem Lazarettaufenthalt auf Genesungsurlaub geschickt wird, erhält er dann eine Freifahrt oder muß er das Fahrgeld selbst bezahlen?

Dieter Weidner, Prora

In der Transportleistungsordnung vom 28. Juni 1962 ist festgelegt, daß bei ärztlicher Einweisung in ein Lazarett, Sanatorium, Kur- oder Genesungsheim an alle Armeeangehörigen Transportscheine für die 1. Wagenklasse ausgegeben werden können, wenn die Reisestrecke je Hin- und Rückfahrt über 150 km beträgt, unter 150 km 2. Klasse.

Sofort erkannt

Als ich im Januarheft von der „Überraschung im Grenzgebiet" las, erkannte ich sofort meine Kameraden aus dem Truppenteil Pröhl, mit denen ich zweieinhalb Jahre Tag für Tag an die Grenze ging. Ich möchte sie auf diesem Wege recht herzlich grüßen. Herbert Kaiser, Heidersbach

Leider nicht möglich

Ich bin nach dreieinhalbjähriger Dienstzeit mit dem Dienstgrad Stabsgefreiter aus der Nationalen Volksarmee entlassen worden. Kann ich nun als Berufssoldat wieder eingestellt werden?

Manfred Reiss, Thum

Entsprechend der Dienstlaufbahnordnung und der Durchführungsbestimmung dazu, erfolgt die Übernahme als Berufssoldat erst mit dem Dienstgrad ab Unteroffizier aufwärts. Da Sie als Stabsgefreiter in die Reserve versetzt wurden, können Sie nicht in den aktiven Wehrdienst übernommen werden.

Wo bleibt die Antwort?

Vor Weihnachten schickte meine kleine Tochter ein Päckchen an einen Soldaten. Seitdem wartet sie vergeblich auf Antwort. So ging es über 20 Kindern ihrer Klasse. Wissen die Soldaten nicht, daß sie das Vertrauen der Kinder zu den Soldaten, zu ihren Vorbildern auf diese Weise erschüttern? Günter Krause, Leipzig

Und die Besatzung?

Ich sah mehrmals Abbildungen des sowjetischen Luftlandepanzers ASU 57. Ist die Besatzung beim Abwurf im Panzer und wie kommen die Panzer aus dem Flugzeug heraus?

Helmut Klose, Spremberg-Süd

Der Abwurf von Luftlandepanzern geschieht mit Hilfe eines Transportbandes, das im Laderaum des Flugzeuges liegt und mit Rollen versehen ist. Nachdem die Heckklappe des Flugzeuges geöffnet wurde, schießt ein kleiner Fallschirm nach außen, der die



gefederte Plattform mit dem darauf befestigten Panzer nach außen zieht. Kurz darauf entfaltet sich das Bündel der Lastfallschirme, die den Panzer sicher zur Erde bringen. Die Besatzung befindet sich nicht im Fahrzeug.

. . . wer Arges dabei denkt

Die Fotoserie „Vom Akt gepackt" interessierte mich sehr. Aber wo blieb da der Akt?
Siegfried G. Tauer, Bitterfeld



Vignetten: Arndt

Warum das Aktmodell sich diesmal rarmacht, mal sehn, wie die AR uns das nun klarmacht!
Heidemarie Wernicke, Dresden

Nicht mehr solche Halbheiten!
Klaus-Dieter Kowolsky, Arenshausen

Was Du da gebracht hast, bringt ja jede Zeitung fertig. Wäre es nicht möglich, jeden Monat ein wirkliches Aktfoto zu bringen?
Herbert Linke, Weißwasser

Ihr Fotograf hat sich bemüht, alles, aber auch alles zu verhüllen, und das Modell hat leider eingewilligt. Und sie hatte es durchaus nicht nötig.
H. Wesemann, Barth

Trotz raffiniertem Gegenlicht
entgeht jedoch dem Kenner nicht:
dem Akt
fehlt doch ein wesentlicher Fakt,
er ist nicht nackt!
Konrad Pröhl, Kriebitzsch

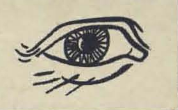
Wir haben gezeigt, wie es sein könnte, wenn auch mit einem aprilhaften Augenzwinkern. Im übrigen bleiben wir dabei: Wer vieles zeigt, wird manchem etwas bringen.

Quittiertes

Zu „Mit einem heiteren und einem nassen Auge" 1/64 schrieb uns Oberst Itzigehl, daß dem Unterwachtmeister Däumichen sein Umzugsgeld am 28. Dezember 1963 durch den Rat des Kreises, Abteilung Volksbildung, erstattet wurde. Er findet die Kritik unverständlich, da auf Grund geltender Befehle Erstattung durch die Armee nicht möglich war. Anerkennenswert, daß er sich für den Genossen Däumichen einsetzte. Aber Tatsache bleibt: Die Angelegenheit wurde verschleppt. Vor allem darum ging's.

„Worüber haben Sie sich im letzten Monat gefreut und worüber haben Sie sich geärgert?" fragten wir Frau Brigitte Wille, Montiererin im VEB Werk für Fernsehelektronik Berlin-Oberschöneweide. Sie antwortete:

Mit einem heiteren



Was glauben Sie, worüber sich die Frau eines wehrpflichtigen Soldaten am meisten freut? Wenn der Mann auf Urlaub kommt. Ich hatte Geburtstag, und Ulli hatte geschrieben, wenn er kein Telegramm schickt, kommt er. Als es dann klingelte, glaubte ich, es sei der Telegrammbote. Aber dann stand er vor der Tür.

und einem nassen



Unser Junge, der Ralf, ist eineinhalb Jahre alt. Er war längere Zeit krank, da konnte ich erst am 5. Februar wieder arbeiten gehen. Ich hatte wirklich ein ungutes Gefühl. Warum? Vorher blieb der Junge bei meiner Mutter. Die arbeitet jetzt auch in einem Betrieb. Und mein Mann ist weg. Da muß der Kleine in die Krippe. Die macht um 6 Uhr auf. Um die Zeit müßte ich schon im Betrieb sein. Wie soll ich das machen? Bliebe eine Wochenkrippe. Aber ich sage ehrlich: Wenn schon mein Mann Soldat ist, will ich wenigstens den Jungen haben. Ich kam erst gegen halbacht zur Arbeit und wurde natürlich von der Meisterin unfreundlich empfangen. Nach einigem Hin und her sagte sie mir, ich könnte ja später anfangen und dafür in der folgenden Schicht länger arbeiten. Da wäre ich zwölf Stunden auf den Beinen und hätte noch nichts für den Haushalt gemacht. Ich möchte gerne sechs Stunden arbeiten, aber die Meisterin meinte, das wäre nicht drin. Dann müßte ich mir einen anderen Betrieb suchen oder aufhören zu arbeiten. Aber ich möchte gerne in meinem Beruf bleiben, die Arbeit macht mir Spaß. Gewiß, Kurzarbeit im Schichtbetrieb ist schwierig, aber muß man von vornherein nein sagen? Die Kollegin Jakobs von der Kaderabteilung ist da anders, sie will versuchen, mir zu helfen. Ein wenig Verständnis. Damit könnte man sicher vielen Frauen während der Dienstzeit ihrer Männer das Leben leichter machen.

AR fragt deshalb die Kaderabteilung des WF: Wie wurde diese Angelegenheit geregelt? Wie unterstützt der Betrieb die Frauen der Soldaten?

Wir zeigen unsere Trümpfe

Verehrter Genosse Ministerpräsident !

Wenn Sie dieses Bild sehen, werden Sie sich sicher an die Übung unserer Artillerieeinheit im Herbst 1960 erinnern. Wir waren damals auf der B-Stelle und Sie kamen nach der Übung unvermutet zu uns, um sich mit uns ein wenig zu unterhalten. Sie lobten uns dafür, daß wir als Aufklärer, Rechner, Funker und Fernsprecher exakte Werte ermittelt und weitergegeben hatten und die Übung ein voller Erfolg war. Sie haben wohl gespürt, daß wir alle begeistert bei der Sache waren, denn Sie lächelten und sagten, daß mit eben solchem Elan wie wir die Jugend sich auf allen Gebieten des Lebens einsetzen und lernen muß. Sie sagten, Sie seien sicher, daß wir auch später unseren Mann stehen und die ältere Generation einmal fähige Fortsetzer hat. Beim Abschied haben Sie uns noch auf den Weg gegeben: "Denkt daran, ihr jungen Leute seid unser Trumpf!"

Diese Worte haben uns damals stolz, aber auch nachdenklich gemacht.

Anläßlich Ihres 70. Geburtstages haben wir fünf ehemaligen Soldaten uns nun untereinander verständigt und beschlossen, Ihnen als Zeichen unserer Verehrung zu schreiben, wie wir die Möglichkeiten nutzen, die die Arbeiterklasse und damit auch Sie für uns erkämpft haben.

Wir möchten also unsererseits Trümpfe ausspielen und Ihnen zeigen, daß wir Ihren damaligen Appell richtig verstanden haben und sich jeder von uns an seinem Platz und so gut er es vermag anstrengt im Sinne des Goethewortes:

"Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen."

Lieber Genosse Otto Grotewohl !

Wir gratulieren Ihnen herzlich zu Ihrem Geburtstag und wünschen Ihnen Gesundheit und ein langes Leben !

Ihr

Adolf Heger Bernd Knecht
Günter Prill, Arnold Rück



ADOLF HEGER (24), Elektroinstallateur im VEB Ausbau Genthin

An meine Armeezeit denke ich oft und gern zurück. Zwei Jahre diente ich freiwillig. Ich habe in dieser Zeit viel gelernt und gewöhnte mich vor allem an Disziplin und Ordnung, die man als junger Mensch besonders nötig hat. Im Herbst 1960 wurde ich als Unteroffizier entlassen. Die Ausbildung machte mir viel Spaß, weil sie etwas mit meinem Beruf verwandt war. Ich war Funker, zuletzt Funktruppführer. Alle Funkgeräte, die ich kennenlernte, könnte ich auch heute noch bedienen. Was man einmal gelernt hat, kann einem keiner mehr nehmen. Was ich im Betrieb mache? Anfangs installierten wir im Wohnungsbau. Jetzt arbeiten wir als Reparaturbrigade vorwiegend an landwirtschaftlichen Bauvorhaben. Es macht mich immer etwas stolz, wenn wieder eine Arbeit termingerecht und in guter Qualität abgeschlossen ist. Mit Unterstützung des Betriebes machte ich übrigens die Prüfung als Kranführer und besuchte einen Lehrgang für Dübelschußgeräte. Man kann nie genug lernen. Ich habe nämlich vor, in ein paar Jahren meinen Elektromeister zu machen. Vom Betrieb bekomme ich jede Unterstützung. Wenn ich als Unteroffizier der Reserve wieder gebraucht würde, ich wäre dabei!

Unser Bild (v. l.): Günter Prill; Bernd Knecht; Generalmajor Bleck; Ministerpräsident Grotewohl; Armeegeneral Hoffmann; Dietrich Schulze; Generaloberst Mielke; Arnold Rieck; Adolf Heger



BERND KNECHT (26), Student an der Fakultät für Landwirtschaftswissenschaft der Humboldt-Universität Berlin

„Wer nichts wird, wird Landwirt", hieß es wohl früher. Doch ich muß heute ganz schön „ackern", um an der Wissenschaft dran zu bleiben. Ich habe kein Abitur. In der Armeedienstzeit habe ich mir aber abgewöhnen müssen, was ich so an etwas Liederlichkeit und Oberflächlichkeit früher an mir hatte. Das hat mir geholfen. Jetzt ab 5. Semester kommt mir zugute, daß ich von der Pike auf im VEG Berlin-Biesdorf gelernt habe. Weil ich von 1956–59 schon die Fachschule für Landwirtschaft in Oranienburg absolvierte, darf ich das 7. und 8. Semester, das sogenannte Betriebsleiterpraktikum, überspringen. Sollte ich einmal Betriebsleiter werden, dann kann ich mich auch wieder auf die Erfahrungen aus der Armeedienstzeit stützen, denn als Unteroffizier lernt man ja doch mit vielen sehr unterschiedlichen Menschen auszukommen und vor allem umzugehen. Wenn alles gut geht, bin ich dann 1965 Diplomlandwirt. Uns stehen so viele Möglichkeiten offen! Ich sage „uns" und meine damit auch meine Frau, denn sie studiert ebenfalls im 2. Semester Landwirtschaft. Uns geht es gut. Sorgen haben wir nicht. Ich bekomme 205 DM Stipendium und meine Frau 145 DM. Wir haben unsere eigene Wohnung und ein billig gemietetes Laubengrundstück an der Müggelspree. Aber deswegen ziehen wir uns nicht vom gesellschaftlichen Leben zurück, denn „Wo der Bauer schläft, pflanzt der Teufel Unkraut!" Deshalb bin ich Hundertschaftsleiter bei der GST.



GÜNTER PRILL (24), Meister in der Grenzbrigade Küste

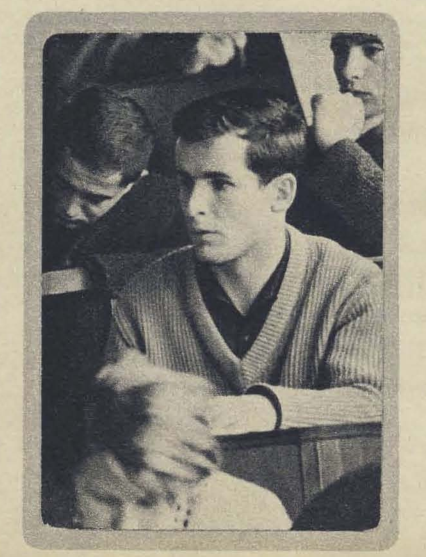
Die Armeedienstzeit war für mich d i e Schule meines Lebens. Mein Vater sagt, ich sei in diesen fünf Jahren, die ich diente, selbständiger, disziplinierter und politisch reifer geworden. Und meine Mutter will es noch gar nicht fassen, daß ich jetzt meine Hosen und sogar Oberhemden selbst bügeln kann. Na ja, in der Volksarmee lernt man eben manches. Für meine guten Leistungen erhielt ich u. a. die Schützenschnur, das Leistungsabzeichen der NVA und über 30 Belobigungen. Im November 1963 wurde ich als Wachtmeister entlassen. Im April vorigen Jahres habe ich geheiratet. Doris, meine Frau, ist Kindergärtnerin. Im Mai erwarten wir ein Kind, einen Jungen hoffentlich. Unsere Wohnungseinrichtung hatten wir schon vor der Hochzeit zusammen, ich sparte dafür bei der Volksarmee.

Inzwischen habe ich bei der Grenzbrigade Küste angefangen. Ich habe vor, einmal Offizier zu werden. Aber dazu muß ich noch viel lernen. Zunächst werde ich ab Herbst die 9. und 10. Klasse im Abendstudium nachholen.

ARNOLD RIECK (28), Streifenwachtmeister beim Wachschutz im Atomkraftwerk Rheinsberg

Ich bin 5½ Jahre mit Leib und Seele Soldat der NVA gewesen und habe an die 30 Belobigungen erhalten. Diese Zeit hat mir viel gegeben, und als ich 1962 als Wachtmeister entlassen wurde, habe ich sofort zugesagt, als man mir die jetzige Funktion antrug. Bis 1967 habe ich mich verpflichtet. Ich bin Parteimitglied. Der Schutz dieses Objektes ist wichtig. Aber von jeher gilt meine große Liebe dem Kfz.-Wesen. Drei Jahre war ich Traktorist. In der NVA Schirrmeister und Kraftfahrer. Ich kann außer Omnibus alles fahren und reparieren und habe selbst die Kfz.-Schulung für die Kraftfahrer durchgeführt. Am wohlsten fühle ich mich also hinter dem Lenkrad oder beim Basteln, ob das nun mein Moped, meine Awo-Sport oder ein anderes Fahrzeug ist. Wenn ich also 1967 entlassen werde, möchte ich gern wieder auf dieses Gebiet kommen. Ich möchte mich dann gern zum Fahrdienstleiter qualifizieren. Meine Vorgesetzten sind da allerdings anderer Meinung. Sie sagen, ich hätte alle Voraussetzungen, um die ABV-Schule zu besuchen und dann hier im Atomkraftwerk als Betriebs-ABV Dienst zu tun. Aber wie das so ist, man gibt seine stille Liebe nicht so ohne weiteres auf. Doch werde ich mir den Vorschlag meiner Genossen noch einmal reiflich überlegen.





DIETRICH SCHULZE (26), Student am Pädagogischen Institut in Güstrow

Die Lust zum Lehrerberuf ist mir in der NVA gekommen. Nach einem kurzen Lehrgang wurde ich unerwartet Rechner im Regimentsstab. Ebenso plötzlich mußte ich dann bei der Ausbildung der Batterierechner mithelfen. Ich fand Spaß daran, andere zu unterrichten. Meine Vorgesetzten waren mit mir zufrieden. Ich bin wohl an die zwanzigmal belobigt worden. Oft unterhielt ich mich mit einem meiner „Schüler", der bereits Lehrer war, über pädagogische Probleme. Außerdem ist meine Frau Kindergärtnerin, und das ist ja auch ein verwandter Beruf. Die Soldatenzeit hat nicht nur den Wunsch geweckt, sondern mir auch einige handfeste Voraussetzungen mitgegeben. Früher war ich schnell dabei, eine Sache aufzustecken, wenn unvorhergesehene Schwierigkeiten auftauchten. Hier lehrte man mich, daß man einen

festen Willen haben muß. Mein Stabschef, Major Herold, hat es mir vorgelebt und auch gezeigt, wie man Menschen anfassen muß, damit sie etwas leisten. Als Oberschüler war ich voll grauer Theorie. Mein Zugführer war Oberleutnant Walter Flegel, der Schriftsteller. Er mußte mich erst ein wenig schubsen, bis ich in praktischer FDJ-Arbeit begriff, daß das Große ohne exakte Kleinarbeit nicht Wirklichkeit wird. Wahrscheinlich bin ich auch deshalb heute in meiner Seminargruppe FDJ-Sekretär. Mitglied der SED bin ich seit 1960. Sicherlich kann ich als Lehrer diese Kenntnisse auch mal gebrauchen, obwohl ich nach meinem Staatsexamen im Mai 1967 als Fachlehrer für Biologie — landwirtschaftliche Produktion arbeiten werde. Aber ganz fertig ausgebildet bin ich dann immer noch nicht. Das Staatsexamen berechtigt nur zum Unterricht von der 5. Klasse bis zur 10. Klasse. Ich will deshalb in zwei- oder dreijährigem Fernstudium in den Fächern Biologie und Chemie die Qualifikation für die 11. und 12. Klassen erwerben. Das wird noch eine harte Nuß, aber als ehemaliger Unterwachtmeister der Nationalen Volksarmee werde ich mich schon am Riemen reißen.

MINISTERRAT
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
DER VORSITZENDE

An die
Redaktion der
"Armee-Rundschau" - Magazin des Soldaten
Berlin-Treptow
Postfach 7986

Liebe Genossen!

Über die Gratulation der Genossen und Freunde Adolf Heger, Bernd Knecht, Günter Prill, Arnold Rieck und Dietrich Schulze habe ich mich herzlich gefreut. Ich danke ihnen allen für die guten Wünsche zu meinem 70. Geburtstag.

Es war ein schöner Gedanke der Redaktion, aus der kurzen Begegnung im Herbst 1960, an die ich mich sehr gern erinnere, eine Schilderung über das weitere Leben der damaligen Aufklärer, Rechner, Funker und Fernsprecher anzuschliessen. Dabei ist es für mich ein beglückendes Gefühl zu wissen, dass die junge Generation unsere Erwartungen für die sozialistische Zukunft unseres Volkes erfüllen wird.

Mit sozialistischem Gruss

O. Grotewohl

Spatz Schlaukopf beantwortet die Frage:

„Kennen Sie die Reservisten?"

Ein Soldat liebte ein Mädchen heiß. Als er in die Reserve ging, ging er aus seiner Reserve heraus, und indem er sagte: „Ich liebe dich soo, ich kenne mich selbst nicht mehr", hielt er um ihre Hand an. Sie gab ihm diese aber noch nicht, weil sie damit erst noch diesen Brief an die AR schreiben wollte: „Lieber Schlaukopf! Ich kenne die Reservisten noch nicht, meiner kennt sich selbst nicht mehr, kennst Du sie?"

Ob ich sie kenne! Für die meisten Reservisten, wertes Fräulein, ist die Armee so etwas wie eine frühe Jugendliebe: Man war mit ihr per



du, aber erkannte ihren Wert erst richtig, als man sie verlassen hatte; man hat sich bei ihr manchmal geärgert, aber mehr schöne Stunden verlebt; sie war anspruchsvoll, aber hat auch viel gegeben; man möchte sie gern wieder einmal sehen, aber weiß, daß man nicht mehr für immer mit ihr zusammen sein wird. Und wenn man sich so der Zeit mit ihr erinnert, sagt man sich: Was waren wir doch damals für Kerle!

Sie, mein Fräulein, wollen jetzt wissen, wie ER sich heute von „damals" unterscheidet?

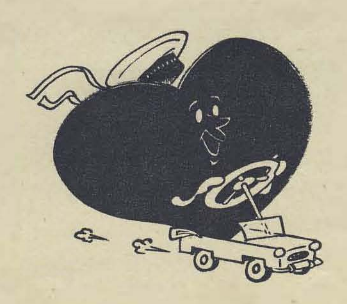
Der Soldat ist bei Dienstschluß bereits zu Hause, der Reservist muß erst nach Hause fahren. Darin sieht er meist den größten Vorzug seines Standes.

Dafür denkt der Reservist oft militärischer als der Soldat. Der Soldat schimpft oft wie ein Rohrspatz auf die Schutzmaske — wenn er wieder genügend Luft hat. Der Reservist schimpft nie auf die Schutzmaske; denn 1. ist sie militärisch notwendig und 2.: „Warum sollen die anderen weniger außer Puste kommen als einst wir?!"

Wenn ein Reservist nach 7 Mollen das männliche Bedürfnis verspürt, was ganz natürlich ist, ein Liedchen zu trillern, schmunzelt die ganze Straßenbahn. Wenn ein Soldat (in Uniform) nach gleichem Quantum das gleiche Liedchen pfeift, sagt todsicher die halbe Straßenbahn: „Natürlich, die Armee!" Unter der schweigenden Hälfte sitzen aber garantiert noch einige Reservisten, die in diesem Moment gern Streife sein möchten!

Und auch diese Unterschiede habe ich entdeckt: Die Hälfte aller Eingezogenen will zur Marine: die Hälfte aller Entlassenen will Kraftfahrer werden;

der Soldat schimpft auf den



Frühsport, aber macht ihn; der Reservist lobt den Frühsport, aber er treibt keinen mehr;

ein Soldat kann noch keine Strümpfe stopfen, aber meist muß er es: der Reservist



kann, aber muß nicht und überträgt diese Arbeit am Tag seiner Entlassung wieder der Mutter oder Ehefrau;

der Soldat muß nur die Kragenbinde. der Reservist immer das ganze Oberhemd wechseln.

Natürlich, mein Fräulein, ist Reservist nicht gleich Reservist. Da gibt es sone, die die „Armee-Rundschau" lesen, und solche, die monatlich eine D-Mark weit weniger nützlich anlegen. Allerdings erlebte ich neulich im VEB „Goldblatt", wie ein Mann mit schwarzer Hautfarbe die Werkhalle betrat. Da sagte Reservist Otto Lehmann (23) zu Reservist Willi Schulze (27): „Kieke mal, da kommt ein Afrikaner zur Besichtigung." Darauf Willi: „Mensch, du willst bei den Aufklärern gewesen sein? Dein ‚Afrikaner' ist doch Ede. Der hat sich nur schwarz geärgert, weil er die AR nicht schon früher abonniert hatte." Die Teilung in Leser und Nichtleser unseres Magazins



hat also den Mangel, daß letztere bald verschwunden sind und unsere Einteilung für die Dauer mangelhaft wäre.

Dann gibt es auch sone Reservisten, die in die Kampfgruppe oder die GST einsteigen, und solche, die noch nachträglich mit der Marine liebäugeln. Sie spielen U-Boot, d. h., sie tauchen unter und wurden im Betrieb nicht mehr gesehen. Dabei braucht die Volksarmee keine U-Boote. Insgesamt aber, so glaube ich, entspricht unsere Feuerkraft schon den militärischen Notwendigkeiten. Neulich sagte mir ein Kaderleiter: „Schlaukopf, über die Reservisten, die zuletzt von der Armee kamen, haben wir uns gefreut. Manche Volltreffer waren darunter, doch nur ein Blindgänger. Aber auch viele Zeitzünder. Bei ihnen hat's erst mit der Zeit gezündet, wie sehr sie sich in puncto Disziplin, Ordnung und Einordnung in das Kollektiv mit ihrem Dienst auch selbst gedient haben."

Aber kommen wir zu dem, wertes Fräulein, worin ER sich nicht vom Soldaten unterscheidet. Wenn der Reservist nicht Soldat im aktiven Dienst ist, so heißt das nicht, daß er nicht aktiv sein soll. Er hat den gleichen Fahneneid geschworen wie der Soldat im aktiven Dienst, und diesen Eid läßt er nicht mit der Uniform auf der Kammer zurück. Wenn ER also mal zu einer Reservistenübung einberufen wird, so wecken Sie ihn bitte rechtzeitig. Solche gestellten Aufgaben kann man nicht im Liegen erfüllen. Und murren Sie nicht mit, wenn er sagt: „Es ist ja notwendig, aber kommt mir gerade nicht gelegen", murren Sie auch nicht Protest, wenn er jubiliert: „Endlich mal eine Abwechslung!" Vielleicht ist er aber auch wie der Reservist Haberland. Als ich ihn fragte: „Was würden Sie sagen, wenn Sie in der nächsten Woche zu einer Reservistenübung gerufen würden?" antwortete er: „Auf Wiedersehen bzw. Guten Tag, Genossen!" Wenn Sie dergestalt also gar nicht zu einem langen Abschied kommen, schicken Sie IHM am besten alle zwei Tage einen netten Brief hinterher. Ich kann Ihnen ein Siegel darauf geben, daß nicht nur ER, sondern auch der Kommandeur das zu schätzen weiß. Wenn ein lieber Brief kommt,



fängt das Herz an in die Höhe zu hüpfen, und ER kommt in der halben Zeit über die Sturmbahn.

Alles in allem meine ich, mein wertes Fräulein, daß Sie, nachdem Sie meinen Brief aus der Hand gelegt haben, IHM diese ruhig reichen sollten. Gute Reservisten sind auch sonst ganz normale Menschen. Das können Sie schon daran erkennen, daß sie langweilige Wachdienste und versalzene Suppen bereits nach einem Jahr fast vergessen haben, daß sie sich aber noch nach Jahren an die angenehmsten Seiten erinnern: wie sie dem Gegner bei einer großen Übung das Wasser abgekocht und ihm die Suppe versalzen haben, oder wie sie selbst mal was ausgefressen haben.



Apropos Suppe. Kochen Sie IHM, wenn der Haussegen einmal schief hängt, morgens eine warme Suppe. Danach sehnen sich fast alle Reservisten. Aber kochen Sie mit Liebe und – nicht mit Bino, nein, sondern mit viel Zucker und Klugheit: „Nicht immer die gleiche" (Reservist Augustin), „Mein Alptraum noch heute: Dicke Nudeln in allen Varianten" (Reservist Heilmann).

PS. Genossen Reservisten! Sie waren doch einst sicherlich gute aktive Soldaten? Dann darf ich Sie auch an den Dienstweg erinnern, den jeder gute Soldat einhält. Wenn also meine Erfahrungen nicht in jedem Punkt ihre Billigung erfahren, dann schicken Sie etwaige Mißbilligungsbriefe erst an den kleinen Reservistenredakteur Spatz Schlaukopf und nicht gleich an den Chefredakteur. Wenn Sie sich aber nicht an meinem Brief stoßen, dann stoßen wir am besten gemeinsam auf den 1. März an, den Feiertag aller Soldaten, der aktiven wie der Reservisten: Also Prost, auf unsere Volksarmee!

Zeichnungen: Klaus Arndt





Oberleutnant Ludwig, Kommandeur einer Geschoßwerferbatterie, nimmt das Glas von den Augen. „Im Raum ‚Gurke' Truppenkonzentration des ‚Gegners'." Deutlich hat er von seiner B-Stelle aus die Bewegungen des „Gegners" ausgemacht. „Ziel erkannt!" quittiert der Führungsgruppenführer hinter dem Richtkreis. „Teilring 28 — 12." In wenigen Augenblicken sind die Orientierungspunkte festgelegt und die zum Schießen benötigten Angaben ermittelt. Der Funker wartet schon darauf, das Feuerkommando an die einige Kilometer rückwärts liegende Feuerstellung durchzugeben.
Dort heben indessen die Kanoniere ihre Deckungslöcher aus. Die Werfer sind geladen, der Fahrerhausschutz ist heruntergeklappt. Ruhig liegen die mächtigen Geschosse in ihren Rahmen und warten darauf, gezündet zu werden.
Arno Flügel, dem langen Richtkanonier aus der Bedienung von Unteroffizier Engelhardt, trieft der Schweiß von der Stirn. Wegen seiner Körperlänge muß er tiefer graben als die anderen. Aber das ist nicht der einzige Grund, weshalb er so schwitzt. Es ist heute sein erstes Schießen, an dem er als Richtkanonier eines Geschoßwerfers teilnimmt. Deshalb ist er ein wenig erregt. Richten kann er. Das hat er beim intensiven Training in den Wochen vorher oft genug bewiesen. Ob es beim ersten scharfen Schuß auch so gut klappen wird?
Da gibt Oberleutnant Georgi, der Batterieoffizier, das Anfangskommando. Sofort ist Kanonier Flügel an seinem Rundblickfernrohr. Nacheinander stellt er die vom Werferführer laut wiederholten Werte ein. Aufsatz ... Libelle ... Teilring ... Alles genau eingestellt? Ein letzter Kontrollblick. „Fertig!" meldet er und verschwindet in der Dek-

Dröhnen, Feuer, Rauch und Staub erlebten unsere Reporter Major Gebauer (Fotos) und Major Dressel (Text) beim Gefechtsschießen einer Geschoßwerfereinheit, als das Kommando kam:

Salve – Feuer!





▲ „Zu – gleich!" Kräftige Männer wuchten das zentnerschwere Geschoß in seinen Rahmen. Zweckmäßigerweise werden die Geschoßwerfer im Bereitstellungsraum geladen.

Bild oben links: Der K 2 hat den Zünder genau gestellt und schraubt ihn nun, wenn das Geschoß schon auf der Ladebahn liegt, sorgfältig auf den Geschoßkopf auf.

◀ Zuvor gehen die Genossen der Munition mit Putzlappen zu Leibe. Die Geschosse werden entfettet und zum Schießen vorbereitet.





▲ Das letzte und mächtigste Wort spricht der Werferführer im Fahrerhaus. Wenn er den Feuerhebel drückt, hat alles in Deckung zu sein. Die Seitenwand des Fahrerhausschutzes, die wir hier einmal öffneten, ist dann heruntergeklappt.

Bild oben rechts: Genauigkeit ist Trumpf. Sobald die Batterie in die Feuerstellung eingefahren ist, fertigt der „Wettermacher" mit Hilfe des Windmessers die Wettermeldung an.

Rupupupumm! Mit lautem Getöse und einem mächtigen Feuerstrahl rast das Geschoß seinem Ziel entgegen. ▶

Salve-Feuer!

kung. Nur der Werferführer bleibt an der Waffe. Er kontrolliert nochmal alles auf Sicherheit und klettert dann ins Führerhaus, wo sich die Zündeinrichtung befindet. Auf das Kommando zum Abfeuern, ein Handzeichen des Batterieoffiziers, drückt Unteroffizier Engelhardt den Feuerhebel.

Rupupupumm! Ein lautes Dröhnen! Ein mächtiger Feuerstrahl! Hinter dem Werfer wirbelt eine dicke Rauch- und Staubwolke auf. Den Feuerstrahl hinter-sich herziehend, rast das Geschoß aus seinem Rahmen und orgelt dem Ziel entgegen.

Von der Deckung aus kann Kanonier Flügel die Geschoßbahn gut verfolgen. Mit offenem Mund und zugehaltenen Ohren hatte er den Abschuß erwartet. Aber der von der Haubitze her gewohnte harte Knall und auch die Druckwelle blieben aus. Der Einschlag! Das rummst ganz anständig! Ob er im Ziel lag?

Nach wenigen Minuten kommen von der B-Stelle die Korrekturen. „Libelle mehr 0 – 02, nach links 0 – 12.“ Das ist nicht viel. Fürs Einschießen ganz schön. Auf Kommando korrigiert Arno Flügel die Einstellungen am Werfer und springt dann wieder in Deckung.

Kurz darauf das neue Kommando: „... Salve – Feuer!“ Rupupupumm! Das erste Ge-





schoß. Rupupupumm! Das zweite. Wenige Sekunden danach das dritte ... Ein kraftvolles Finale, auf das sich Kanonier Flügel und seine Genossen so lange und gründlich vorbereitet haben. Der Werfer speit Feuer und Rauch. Raketengleich ziehen die Geschosse ihren Feuerschweif hinüber zum „Gegner" und detonieren dort mit hartem Knall.

„Salve abgefeuert!" meldet der Werferführer. Die Kanoniere klettern aus ihrer Deckung. Arno Flügel betrachtet gerade die rauchgeschwärzten Rahmen, als der Batterieoffizier das von der B-Stelle durchgegebene Ergebnis meldet: „Die Einschläge liegen gut! ‚Gegner' vernichtet!" Die Werferbedienung von Unteroffizier Engelhardt hat einen wichtigen Abschnitt ihrer Ausbildung erfolgreich abgeschlossen.

◀ Der Batterieoffizier Oberleutnant Georgi erhält per Funk von der B.-Stelle die Korrekturen. Von seiner Deckung aus leitet er die gesamte Arbeit in der Feuerstellung.

Richtkanonier Arno Flügel ist nicht von seiner Richtmaschine wegzukriegen. Er weiß, daß seine präzise Arbeit ausschlaggebend ist für das Schießergebnis seiner Bedienung. ▼

Salve-Feuer!



Ein Kapitel Soldatenmode

VON ROLF KUNZE

„Hab' den Kaufmann gesehen und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiter,
Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eisernes Wams gefallen!"
(Schiller: Wallensteins Lager)

Stellen Sie sich das bitte bildlich vor: Der Wehrpflichtige Krause rückt ein, empfängt auf der Kammer eine farbige Armbinde mit der Aufschrift „NVA – Mot.-Schützenregiment 100" – und schon ist er eingekleidet. Zum Dienst trägt er nach wie vor seine geliebte Kordhose, den Pulli und die unverwüstliche Tweedjacke, zum Ausgang den guten dunklen Anzug. Seinem Geschmack bleibt es überlassen, wie er sich kleidet. Nur die Armbinde, die muß er tragen. Albern so etwas, sagen Sie? Zugegeben, für unsere heutigen Begriffe auf jeden Fall. Aber Soldaten trugen nicht immer eine einheitliche Kleidung, eine Uniform.

Erst mit der Einführung des stehenden Heeres, zu Ende des 17. Jahrhunderts, entwickelte sich die Uniformierung der Truppen. Zuvor trug der Soldat was ihm beliebte. Lediglich durch Armbinden oder Schärpen unterschied er sich von den Zivilisten.

Panzer, Kettenhemd und Helm waren zuvor die „Uniform" des Ritters. Sie bot zwar für die damaligen Verhältnisse Schutz, war aber beengend und schwer. Die Tracht der Landsknechte dagegen glich der Abenteuerlichkeit dieser Söldnertruppe. Die Buntheit ihrer Kleidung war erstaunlich. Um das noch zu unterstreichen, schnitt man das mehrfarbige Tuch von Hose und Wams noch vielfach auf und unterlegte es mit farbigem, weit herausquellendem Futter. Die Landsknechte taten das auch aus praktischen Gründen, denn die Mode jener Jahre ließ ihnen wenig „Bewegungsfreiheit".

Aber auch den Zivilpersonen gefiel das. Also ahmten sie es nach. Damit wurde die Söldnertracht wieder zum Anzug der Allgemeinheit. Man ging sogar so weit, die während der Gefechte zerfetzten Hosen der Landsknechte zu kopieren.

Wenn die Uniformierung der ersten stehenden Heere dann auch eine gewisse Einheitlichkeit aufwies, so trug sie doch lange Zeit alle Kennzeichen des Barocks. Sie war von stoffreichem Schnitt und schillernder Farbenfreude. Eigentlich wurde sie nur von der Mannschaft getragen. Die Offiziere kleideten sich auch weiterhin nach eigenem Geschmack. Höchstens ein Brustharnisch oder eine Schärpe gaben ihrem Anzug eine militärische Note. Denn sie betrachteten die Uniform keineswegs als Ehrenkleid und verachteten es, die gleiche Tracht wie ein „gemeiner" Mann anzuziehen.



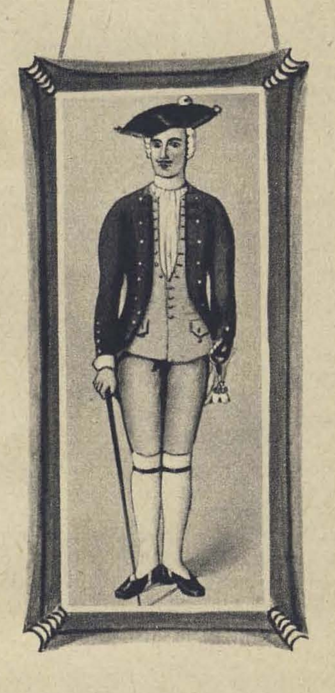
Das „eiserne Wams" des mittelalterlichen Ritters, die erste Uniform?

Zu einem gewissen Teil blieb die Uniform des Soldaten auch in der folgenden Zeit immer mit der jeweils herrschenden zivilen Mode verbunden. Ihr entsprechend trug der kurbrandenburgische Soldat über einer knielangen Weste (Kamisol) einen Rock mit hohem Kragen. Bereits jetzt war die Grundfarbe der Röcke Blau. Ein breitrandiger Filzhut vervollständigte die Uniform.

Obwohl die „Langen Kerls" Friedrich Wilhelms I. noch etwas üppiger gekleidet waren als die anderen Regimenter, wurde der Schnitt der Uniform immer einheitlicher. Auch die Offiziere

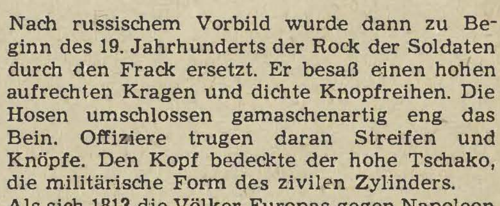
wurden nunmehr verpflichtet, sich an die bestehenden Vorschriften zu halten. Lediglich die Offiziere feudaler Regimenter erlaubten sich noch Abweichungen und wetteiferten in Modenarrheiten. Zum Bestandteil der Uniform gehörte nun auch der Zopf. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde er wieder abgeschafft.
Für die Bekleidung des Kürassiers war das Kollet bezeichnend. Diese ursprünglich lederne, dann aus einem groben Wollstoff (Kirsey) verfertigte Reitjacke, wurde im Laufe der Zeit immer mehr verkürzt. Aus der Farbe der Weste erkannte man das jeweilige Regiment. Der geschwärzte Brustküraß – Überrest des Reiterharnischs – gewährte gewissen Schutz.
Statt Kamisol und Rock trugen die Husaren den eng anliegenden Dolman: eine schnurbesetzte Jacke mit hohem Kragen. Originell war die Kopfbedeckung. Das war ein hoher, sich nach oben verjüngender Filzhut, von dem ein Stoffstreifen (der Flügel) herunterhing.
Um 1770 erfuhr die Uniformierung der Infanteristen eine grundlegende Änderung. Sie bekamen einreihige, vorn ganz durchzuknöpfende Röcke. Regimentsfarben waren nur noch am Kragen und an den Aufschlägen zu erkennen.

Ein wandelndes Modealbum (oder Lumpenbündel?) — der Landsknecht des 16. Jahrhunderts.



Beengend und wie gedrechselt war die Montur des preußischen Unteroffiziers von 1736.

Bereits uniformiert, der österreichische Grenadier des 18. Jahrhunderts.



Nach russischem Vorbild wurde dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Rock der Soldaten durch den Frack ersetzt. Er besaß einen hohen aufrechten Kragen und dichte Knopfreihen. Die Hosen umschlossen gamaschenartig eng das Bein. Offiziere trugen daran Streifen und Knöpfe. Den Kopf bedeckte der hohe Tschako, die militärische Form des zivilen Zylinders.
Als sich 1813 die Völker Europas gegen Napoleon erhoben, gab es so berühmte Trachten wie die der Lützower, und es entwickelten sich Traditionen in der Bekleidung des kämpfenden Volkes, die wir heute an den Uniformen der Natio-

Wechselspiel zw schen Uniform und Zivilkleidung. Um nur einige Beispiele aus dem 20. Jahrhundert zu nennen: Raglan, Havelock und Trenchcoat. Die englischen Generale Raglan und Havelock trugen eigenwillige Mäntel, die so gefielen, daß sie auch bald von Zivilisten übernommen wurden. Während der Havelock einen bis zu den Hüften herabfallenden Kragen besaß, war beim Raglan der Oberärmel nicht an der Achsel eingesetzt, sondern wurde bis zum Kragen durchgeführt. Auch der englische Grabenmantel (Trenchcoat) fand so viel begeisterte Anhänger beiderlei Geschlechts, daß man ihm sogar die Schulterklappen beließ.
In manchen Ländern dagegen leben Nationaltrachten in den Uniformen weiter. So tragen die italienischen Bersaglieri breite Filzhüte mit einem Federbusch und einige schottische Regimenter den Anzug der Hochländer: kurzer Faltenrock (Kilt), Plaid mit eingewebtem Muster des Clans, kleine bebänderte Mütze und Kniestrümpfe.



Der größte Dandy seiner Zeit: Joachim Murat — ein Schwager Napoleons. Dieser Marschall von Frankreich trug die tollsten Phantasieuniformen, oft sogar mit Puffärmeln und Halskrausen.



Uniform des preußischen einjährig Freiwilligen von 1850, wie sie auch Friedrich Engels trug.

nalen Volksarmee wiederfinden. Aber die Fürsten der Kleinstaaten putzten besonders nach dem Wiener Kongreß ihre Soldaten bunter an denn je. Einer überbot den anderen, einer wollte seine Handvoll Soldaten noch glänzender ausstaffieren als der Nachbar.
1843 mußte der Uniformfrack dem Waffenrock weichen. Auch der Tschako fiel. Er wurde durch die Pickelhaube ersetzt.
An der Verbesserung der Uniformierung wurde laufend weitergearbe tet. Der Helm wurde niedriger und leichter. Es bildete sich die Sitte heraus, die Hose in die kurzen Stiefelschäfte zu stecken. Die Kürassiere erhielten dagegen hohe Stulpenstiefel zu weißen Reithosen.
Grundlegende Änderungen brachte schließlich die ab 1910 eingeführte feldgraue Uniform, die zu Beginn des ersten Weltkrieges getragen wurde. Ende 1915 kam dann die Felduniform mit grauer Hose und für alle Waffengattungen einheitlich geschnittener feldgrauer Bluse.
Eigentlich gab es zu allen Zeiten ein gewisses

Die heutigen Uniformen sind zweckentsprechend, praktisch und den klimatischen Bedingungen angepaßt. Das Ehrenkleid unserer Volksarmee entspricht nationalen Traditionen. Die Farbe der Uniform und ihre Dienstgradabzeichen haben sich im Zeitraum der Geschichte entwickelt. Ihre Träger verkörpern den Geist der Freiheitshelden von 1813 bis zu den Widerstandskämpfern gegen den Faschismus.



AR-Korrespondent

Major JANUSZ SZYMAŃSKI, Warschau

erlebte eine

Unterwasserfahrt mit „Geier"

Sirenen und Schiffsglocken vollführen einen höllischen Lärm. Scharfe Pfiffe gellen dazwischen; mit raschen Sätzen verschwinden Männer in schlanken stählernen Schiffsleibern.

Alarm!

Auch in unserem U-Boot, dem „Geier", befindet sich in Sekundenschnelle jeder an seinem Platz. Es wird befohlen abzulegen. Wenig später schon verschwinden die Umrisse des Kriegshafens hinter dem Heck des Bootes. Ob Kapitänleutnant Misima, der Bootskommandant, nicht doch ein wenig aufgeregt ist? Seinem Gesicht ist nichts anzumerken. Doch er hat heute mit seiner Besatzung eine nicht leichte Prüfung zu bestehen: Torpedoangriff im Tauchzustand heißt die Aufgabe. Da ertönt auch schon das nächste Kommando:

„Tauchen!"

Im Nu leert sich die Plattform des Turmes; als letzter verschwindet der Kommandant im Bootsinnern. Das Einstiegsluk wird geschlossen. Ein geheimnisvolles Kollern und Gluckern erfüllt das Schiff – an unser Ohr dringt der Wellenschlag und das Geräusch des in die Tanks flutenden Wassers. Bereitwillig gestattet mir Kapitänleutnant Misima einen Blick durch das Periskop. Eine Welle umspült die Bootsspitze, die nächsten Wellen lecken schon über das Deck. Ich drehe das Sehrohr um 180°. Auch das Heck verschwindet schon in den Wogen. Noch einmal zurück: Einen Moment lang ist noch die aufschäumende Bugspitze zu sehen, dann breitet sich überall nur noch die glatte, spiegelnde Wasseroberfläche aus. Gebannt hänge ich mit den Augen am Okular, plötzlich verdunkelt sich die Optik, nimmt eine grünliche Färbung an. Verblüfft schaue ich zum Kommandanten auf, der nur gelassen sagt:

„Womit bewiesen wäre, daß wir uns wirklich unter Wasser befinden."

Doch es bleibt nicht viel Zeit zum Scherzen. Der Kommandant muß sich jetzt um die Gefechtsaufgabe kümmern.

Über seine Karten gebeugt rechnet eifrig der Navigator. Unter Wasser gibt es keine feststehenden Orientierungspunkte; trotzdem muß zu jedem Zeitpunkt die Lage des Schiffes fehlerfrei ermittelt werden können. Die einzigen Kennziffern sind dabei die Geschwindigkeit und der präzis einzuhaltende Kurs.

Äußerste Konzentration herrscht deshalb auch in der Zentrale, dem Gehirn des Unterseebootes. Hier befinden sich alle Hebel, Schalter, Verschlüsse und Relais, mit deren Hilfe die Steuermechanismen des Bootes bedient werden. Langsam und eintönig verrinnt die Zeit. Die einzige Abwechslung neben der freudig begrüßten Mahlzeit aus der Unterwasserkombüse bieten mir hin und wieder aufleuchtende Kontrolllampen, die sich im Glas der Meßinstrumente spiegeln und die Köpfe der Besatzungsmitglieder wunderliche Schatten werfen lassen. Einschläfernd surren die Elektromotoren.

Endlich meldet der Navigator dem Kommandanten, daß wir uns im vorgesehenen Kampfgebiet befinden. Und irgendwo in diesem Gebiet patroulliert unser Ziel, ein Küstenschutzschiff, mit einem gestrengen Schiedsgericht an Bord.

„Auf Sehrohrtiefe!" befiehlt der Kommandant. Mit angespannten Gesichtern arbeiten die Spezialisten an den Tiefenrudern. Von ihnen hängt es jetzt ab, ob das voll ausgefahrene Sehrohr auch die Wasseroberfläche durchdringt, so daß das Visiergerät frei liegt. Andererseits darf keinesfalls zu weit oder mit dem Periskop zu schnell aufgetaucht werden, sonst verrät das Boot seine Lage. Jedem ist klar, daß die Schiedsrichter aufmerksam das Meer beobachten. Auch die im Kampfgebiet dahinstürmenden U-Jäger erleichtern keinesfalls die Aufgabe. Angestrengt sucht Kapitänleutnant Misima die Wasseroberfläche ab.

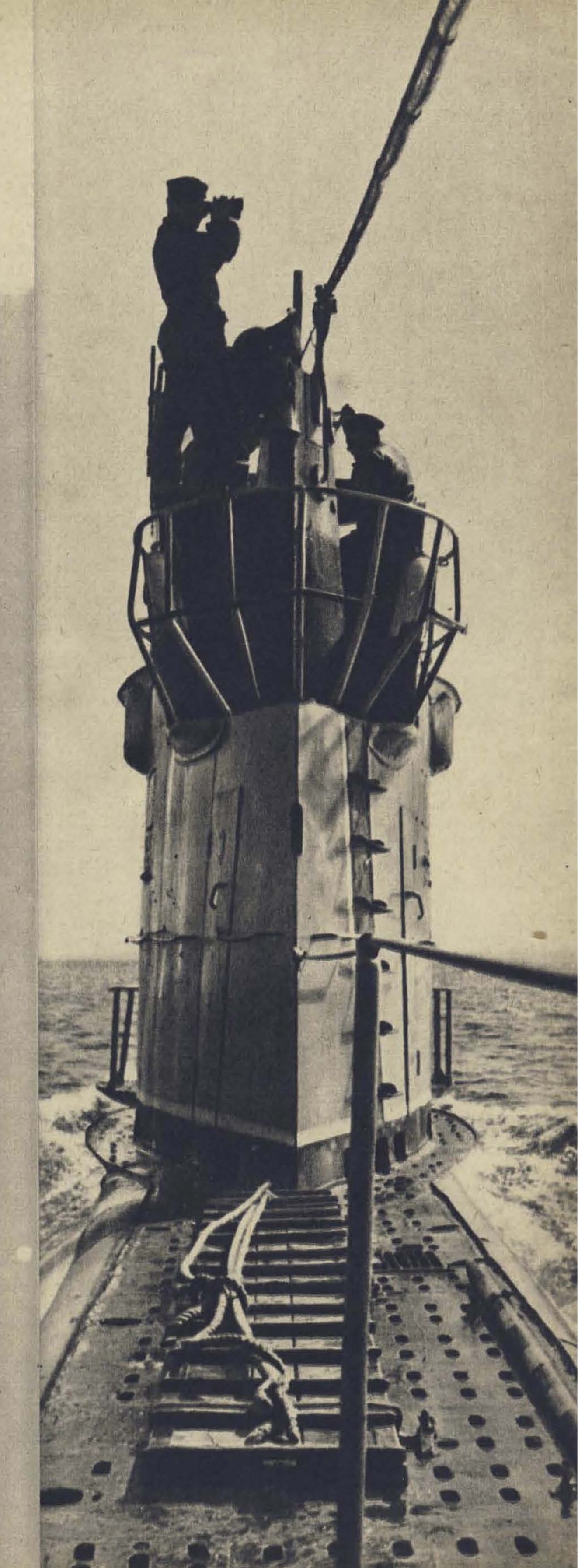
„Periskop einfahren!" befiehlt er plötzlich. Er hat das Ziel entdeckt. Weitere Befehle folgen. Das Boot manövriert, um eine günstige Angriffsposition einzunehmen. Es scheint nicht entdeckt

worden zu sein. Wieder läßt der Kommandant das Sehrohr ausfahren. Dann ruft er dem Navigationsoffizier Zahlen zu, mißt die Entfernung zum Ziel, bestimmt dessen Geschwindigkeit und Kurs. Aufmerksam lauschen alle seinen Angaben. Die Besatzung – bestehend aus Offizieren, Maaten und über 50 Matrosen – ist nun mehr als zuvor ein einheitlicher Organismus, nur dem Willen des Mannes am Periskop unterworfen. Von seinen Erfahrungen, seiner Geschicklichkeit hängt die Erfüllung der Kampfaufgabe in gleichem Maße ab, wie von der exakten Ausführung seiner Befehle durch jedes einzelne Besatzungsmitglied.

Der Vorhaltewinkel und der Zeitpunkt des Abschusses sind errechnet. Von den einzelnen Stationen wird Gefechtsbereitschaft gemeldet. Auch die Torpedorohre sind klar. Langsam kriecht der Sekundenzeiger über das Zifferblatt.

„Torpedo los!" Ein Ruck geht durch den Schiffskörper. Das lange, schwere Geschoß ist aus dem Rohr gepreßt worden und eilt nun mit eigener Kraft dem Punkt zu, an dem es zur errechneten Zeit mit dem Ziel zusammentreffen soll. Gespannte Erwartung liegt auf dem Gesicht jedes Besatzungsangehörigen. Wird der „Aal", wie vorgesehen, einige Meter unter dem Zielschiff hinwegtauchen? Schon eine geringfügige Abweichung des Torpedos beim Abschuß, ein winziger Fehler in den Berechnungen oder ein unvorhergesehenes Manöver des Zielobjektes können zum Mißerfolg führen. Es kann ein Defekt im Antriebsmechanismus auftreten; das Lenksystem kann versagen. Zwar wurde alles vorher gewissenhaft überprüft. Doch diese quälende Ungewißheit bleibt.

„Zunehmendes Motorengeräusch!" meldet da der Hydroakustiker. Die U-Boot-Jäger sind „Geier" auf die Spur gekommen. Eine wilde Hetzjagd beginnt. Dumpf knallen die Detonationen der imitierten Wasserbomben. Manche liegen gefährlich nahe. Kommandant und Besatzung haben alle Hände voll zu tun. Dann sind sie die Verfolger endlich los. Es kommt der Befehl zum Auftauchen – und anschließend das Ergebnis der Übung: Die Besatzung des „Geier" hat ihre Prüfung bestanden.



Nichts als Wasser und Himmel. Doch die Aufmerksamkeit darf nicht nachlassen; denn rechtzeitig gilt es bei Alarm in den Fluten des Meeres zu verschwinden, um den Kampfauftrag zu erfüllen.

n einem Märztage, an dem es schon nach Frühling roch, war ich in Lichtenberg, im Berliner Osten, die Möllendorffstraße hinuntergegangen und zuletzt, kurz vor der Eisenbahnbrücke am S-Bahnhof Frankfurter Allee, in ein Lokal eingekehrt.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte früher ein Gasthof mit Stallungen gestanden, der „Schwarze Adler". Ich wußte damals bereits einiges über die Märzkämpfe 1919 im Berliner Osten und auch einiges über den „Schwarzen Adler", den im zweiten Weltkrieg die Bomben zerstörten. Einzelheiten über das Standgericht dort erfuhr ich jedoch erst an jenem Tage in dem Lokal an der Brücke von einem älteren Mann, an dessen Tisch ich mich gesetzt hatte und mit dem ich ins Gespräch gekommen war.

Außer den Namen habe ich an dem, was mir mein Tischnachbar erzählte, nur wenig geändert, nur so viel, wie es mir zur lebendigeren Darstellung und zum besseren Verständnis der damaligen Verhältnisse nötig erschien.

Es ist der Bericht über das Ende der Volksmarinedivision in Berlin.

■

Mittwoch, der 5. März 1919, ist ein kalter Tag. Im Marinehaus, unweit des Bahnhofs Jannowitzbrücke, liegt eine Abteilung der Soldatenwehr, Matrosen, die früher zur Volksmarinedivision gehörten.

Die Division besteht nur noch dem Namen nach. Sie hat sich gewehrt, Prätorianergarde der rechten sozialdemokratischen Führung zu werden. Doch als die Regierung die Division auflösen wollte, als die Truppen des Generals Lequis gegen sie eingesetzt wurden, waren die Matrosen Sieger geblieben. Sie hatten Schloß und Marstall erfolgreich gegen die Potsdamer Garderegimenter des Generals verteidigt. Die Berliner Arbeiter waren ihnen zu Hilfe gekommen.

Aber was die Geschütze des Generals nicht errangen, was die Fäuste der Arbeiter verhinderten, hatte die Regierung am Verhandlungstisch erreicht. Die linken Führer der USPD — der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei — hatten sich den Matrosen als Vermittler angeboten und geschafft, was die Regierung wollte: Die Division gliederte sich freiwillig in die Soldatenwehr ein. Schloß und Marstall wurden geräumt, die jüngeren Jahrgänge der Matrosen kehrten in ihre Hafengarnison zurück.

Doch auch jetzt noch fürchtet die Konterrevolution die Matrosen. Noch immer sind die Matrosen mit den Arbeitern verbunden. Ein heimtückischer Plan wird ausgedacht, der mit den letzten Matrosengruppen zugleich die Soldatenwehr vernichten soll.

Ein Befehl der Kommandantur ergeht am frühen Morgen des 5. März an die Matrosen im Marinehaus.

„Plünderer sind auf dem Alexanderplatz! Die Matrosen haben die Banditen festzunehmen!"

Die Matrosen befolgen den Befehl, marschieren durch die enge Alexanderstraße. Die Straße ist eine Schlucht zwischen hohen Häusern. Links liegt das Polizeipräsidium, ein gewaltiger Bau. Da plötzlich! Feuer aus den Fenstern über den Matrosen. Hageldicht schlagen die Kugeln ein. Handgranaten detonieren in der marschierenden Kolonne.

Ein Hinterhalt! Ein Überfall!

Eine Formation des Freikorps Lüttwitz hatte in der Nacht das Präsidium besetzt, richtet unter den Matrosen ein verheerendes Blutbad an. Die Überlebenden erreichen kämpfend den Alexanderplatz. Verschanzen sich im Lehrervereinshaus, im Warenhaus Tietz. Weithin ist der Lärm des Kampfes zu hören. Abteilungen der Sol-



Das Standgericht

Von Helmut Meyer

datenwehr, Arbeiter aus den Berliner Bezirken eilen den Überfallenen zu Hilfe.

Um den Alexanderplatz entbrennt eine Schlacht: Freikorps gegen Soldatenwehr!

Schwere Minenwerfer und Geschütze werden eingesetzt. Das Freikorps Lüttwitz verfügt über Kampfdoppeldecker. Die Stellungen der Überfallenen werden mit Bomben belegt. Die Reste der Volksmarinedivision kämpfen verzweifelt. Erregte Diskussionen sind überall.

Im Osten diskutieren auch die Kameraden der Gruppe Paul Schulz, Matrosen, die nach Auflösung der Division bei ihren Familien blieben. „Laßt euch nicht in unnütze Schießereien ein, auf die Noske nur lauert", hatte die „Rote Fahne", die Zeitung der jungen Kommunistischen Partei geschrieben.

Aber sollen sie zusehen, wie die Kameraden verbluten, wie sie sterben?

Die Matrosen der Gruppe Paul Schulz können es nicht.

In zahllosen Stunden sind sie mit den anderen zusammen gewesen, haben mit ihnen die rote Fahne auf dem Schloß gehißt, mit ihnen im Januar im Zeitungsviertel gekämpft, und mit ihnen auch den großen Trauerzug beschützt, als die Massen die dreiunddreißig Särge — in deren einem Karl Liebknecht lag, ein anderer der leere Sarg Rosa Luxemburgs war! — durch die Frankfurter Allee nach Friedrichsfelde geleiteten.

„Wir müssen helfen!" erklärt Paul Schulz, der Obermaat in Wilhelmshaven war.



Sie stimmen ihm zu: — die Brüder Fritz und Albert Gorn, die Maate in einer Minensuchbootflottille gewesen sind; — Kasper Bogunde. „Stoker“ (Heizer) früher auf einem Torpedoboot in Kiel; und auch Max Pohl, der Sozialdemokrat, der ganz zuletzt erst zur Gruppe kam, der die Gruppe abgelehnt hatte, weil sie zu Spartakus steht.
Doch der Kampf ist verloren.
Die Übermacht der schweren Waffen erdrückt den mutigsten Widerstand. Die Minen durchschlagen die Straßendecke, reißen den Tunnel der U-Bahn auf. Sieben Meter tief sind die gewaltigen Trichter. Gegenüber den Großkampfmitteln, die Lüttwitz einsetzt, ist jeder Heldenmut vergebens. Die Soldatenwehr verliert Gebäude um Gebäude. Die Nacht bricht herein. An brennenden Gaskandelabern vorbei ziehen sich die letzten Kämpfenden nach dem Osten zurück.
Sie verteidigen die Elisabethstraße, kämpfen erbittert um die Kaiserstraße. Frauen schleppen Kühlwasser für die Maschinengewehre, bringen heißen Kaffee, tragen Decken für die Nacht heran.
Im engen Straßengewirr hinter dem Alexanderplatz wird der Angriff der Freikorpstruppen zum Stehen gebracht.
„Laßt die Mörder nicht herein!“ hallt der Schrei aus einzelnen Häusern. Der Schrei pflanzt sich fort, gellt laut in der Nacht durch die Straßen des Ostens.
Dreihundert Mann, Matrosen, Soldaten, Arbeiter stehen gegen eine Übermacht. Ein großer Ring von Freikorpstruppen umgibt die Stadtbezirke Friedrichshain und Lichtenberg.
Tagelang währt der Kampf. Granaten heulen durch die Frankfurter Allee. Die hohen Bäume auf der Promenade zersplittern. Die Minen durchschlagen die Häuser vom Dach bis zum Keller. Doch Tag und Nacht werden die Kämpfenden von den Arbeitern versorgt.
Der Osten ist rot — er wird rot bleiben!

■

Es ist die Nacht zum 12. März.
Wolken treiben am dunklen Himmel. Nur für Sekunden bricht hin und wieder das Mondlicht durch.
Über der Frankfurter Allee, auf den Geleisen der Eisenbahnbrücke, steht Kasper Bogundes SMG. Neben ihm liegt der Maat Max Pohl.
Die Lage ist hoffnungslos geworden. Die Belagerer hungern den Osten aus. Es gibt keine Lebensmittel, kein Wasser, kein Gas, keinen elektrischen Strom. Jede Zufuhr ist abgeschnitten. Immer schwerer werden die Verluste. Tote liegen auf Wagen, die nicht zu den Friedhöfen können. Paul Schulz, der Führer der Matrosengruppe, ist in der Frankfurter Allee gefallen.

Max Pohl, Werkzeugmacher von Beruf und seit zehn Jahren schon Mitglied der SPD, bleibt seiner Partei auch jetzt noch treu. Er ist gegen Spartakus. Er ist auch gegen Lenin, ist überhaupt gegen das, was in Rußland geschieht. Spalter sind die Kommunisten in seinen Augen nur! Eine eigene Partei haben sie jetzt in Deutschland geschaffen, die KPD!
Hat die SPD nicht erreicht, wofür sie kämpften? Ist das freie Wahlrecht nicht da? Dürfen bei uns nicht jetzt auch die Frauen wählen? Haben wir nicht den Achtstundentag? Marschiert der Sozialismus nicht? Ja! Und er wird auch weitermarschieren, selbst wenn Spartakus das Gegenteil sagt!

Doch Max Pohl lehnt Spartakus nicht so weit ab, daß er die Freunde im Stiche läßt. Und der Freunde wegen liegt er jetzt hier auf der Brücke. Allerdings, das gesteht Max Pohl sich ein, auch weil er erlebt hat, wie die Freikorpssöldner hausen, weil er sah, wie sie die Parlamentäre aus dem „Vorwärts“-Gebäude niedermachten — und auch weil sie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ermordet haben. Wenn er auch für beide niemals war, so ist er doch über den Mord empört.

Zu den Belagerten ist ein Gerücht gelangt: Das Standrecht soll verhängt worden sein — von Gustav Noske, dem Oberbefehlshaber aller Regierungstruppen.
„Das ist nicht wahr", hat Max Pohl vorhin erregt mit Fritz Gorn gestritten. „Wenn Noske auch die Freikorps duldet, dulden muß, weil es nicht anders geht — Menschen standrechtlich zu erschießen, erlaubt er ihnen nicht!"
„Standrecht!" murmelt Max Pohl in die Finsternis, die er mit den Augen kaum durchdringen kann. Er denkt noch immer an Fritz Gorn. Gorn wurde vor geraumer Zeit fortgeholt — zu einer Besprechung mit seinen Genossen. Wo bleibt Fritz Gorn? Unheimlich ist die Stille in der Frankfurter Allee. Seit langer Zeit ist kein Schuß mehr gefallen. Schritte sind auf dem Schotter zu hören. Fritz Gorn tritt auf die Brücke, steht in der Dunkelheit schattenhaft. „Wir brechen den Kampf ab!" erklärt Gorn kurz. „Wir werden versuchen, uns durchzuschlagen!"
Max Pohl springt auf, steht vor Gorn, packt ihn am Arm. „Weil Standrecht ist? Gebt ihr auf, weil Standrecht ist?" „Nein!" Fritz Gorn tritt einen Schritt zurück. „Aber es war falsch, daß wir nach Lichtenberg gingen..."
„Also abschlachten lassen — die Kameraden auf dem Alexanderplatz?" Max Pohl keucht.
„Ihnen helfen!" erwidert Gorn. „Aber nicht auf tagelangen Kampf einlassen. Unsere Partei hat von Anfang an gewarnt..."
„Gewarnt?" unterbricht Pohl. „Im Stich läßt sie euch jetzt! Eine feine Partei? Warum hat sie nicht überall losgeschlagen? Auf dem Wedding? In Neukölln? Verloren seid ihr — ebenso verloren wie eure Partei!" Er höhnt: „Wie eure Partei nach russischem Muster! Und ihr wollt mit dieser Partei die Welt verändern?"
„Ja verändern!" Auch Kasper Bogunde springt auf. „Wir müssen das weiter tun, was die SPD nicht mehr tut!"
Fritz Gorn bleibt ruhig. „Wir haben uns provozieren lassen", sagt er noch einmal. „Gerade jetzt will man uns zum Kampfe zwingen. Weißt du, wie lange unsere Partei besteht? Neun Wochen erst! Viele Jahre schon hatten die Bolschewiki bestanden, bevor sie den Kampf um die Macht aufnahmen. Und der Kampf war gründlich vorbereitet."
„Also verloren!" wiederholt Max Pohl.
„Nein, nicht verloren!" sagt Kasper Bogunde. „Aber wir müssen das Einordnen lernen. Nur wenn wir uns einordnen, sind wir stark — in der neuen Partei, die wir uns aufbauen, deren Führung nicht mit des Kaisers Generalen geht! Es gibt nichts auf der Welt, was wir Kommunisten nicht können. Niemand vermag uns zu besiegen — auch dann nicht, wenn schon keiner mehr an die Lüttwitze denkt!" Er wirft sich erneut hinter das SMG.
Max Pohl schweigt.
„Wir brechen den Kampf ab", sagt Fritz Gorn.

■

Es ist zu spät!
Der Angriff beginnt plötzlich von allen Seiten. Doch bis zur Dämmerung des Morgens sichern sie noch, decken kämpfend die Flucht der anderen. Neben Kasper Bogunde bleibt auch Max Pohl. Sie vernichten das Maschinengewehr, als die Sonne aufgeht, dann fliehen auch sie. Nur die Häuser vor dem Bahnhof stehen ihnen als Zuflucht noch offen.
Völlig erschöpft erreicht Kasper Bogunde die Wohnung der Mutter in der Frankfurter Allee. Freikorpstruppen ziehen vorbei. Infanteristen, Offiziere zu Pferd. Gefangene Arbeiter werden abgeführt. Es ist unmöglich, weiter zu fliehen. Kohlbenschläge donnern gegen die Wohnungstür. Freikorpssoldaten dringen herein, stürzen sich auf Kasper Bogunde, treiben ihn mit Pistolen und Gewehren an die Wand.
„Hände hoch, du Spartakist!" Sie stoßen ihn mit Gewehrkolben über den Hof. Er wankt zur Straße. Jenseits der Brücke brodelt es, Pferde, Wagen, Geschütze stehen vorm „Schwarzen Adler". Minenwerfer sind aufgefahren.





Illustrationen: Wolfgang Würfel

Noch einer wird über den Damm gezerrt. Ein Offizier schlägt ihm mit der Reitpeitsche ins Gesicht. Es ist Max Pohl.
Sie werden beide ins Gästezimmer des „Schwarzen Adler" gestoßen. Wieder hagelt es grausame Schläge. Noch ein Stoß. Kasper Bogunde steht im Nebenzimmer.
An der hinteren Wand stehen Gefangene wie er. Zivilisten und Matrosen. Neben Max Pohl sieht Bogunde die Brüder Gorn.
Die Freikorpssöldner haben sich neben der Tür aufgestellt. Tische werden zusammengeschoben, ein weißes Tuch darübergelegt. Freikorpsoffiziere treten sporenklirrend in den Raum.
Die Offiziere nehmen hinter den Tischen Platz. Ein Oberleutnant weist auf einen Zivilisten. „Der da!" Der Zivilist ist ein älterer, grauhaariger Mann. Der Oberleutnant fragt knarrend: „Name? — Wohnung?"
Ein Feldwebel am Nebentisch notiert. Minutenlang sind nur die Worte des Offiziers, die zögernde Stimme des Zivilisten und das Eintauchen und Kratzen der Feder zu hören.
„Geschossen und geplündert!" sagt der Oberleutnant, der ein Eisernes Kreuz auf dem Waffenrock trägt.
„Für die Revolution gekämpft!" erwidert der Zivilist, „und Lebensmittel vom Güterbahnhof an die Bevölkerung verteilt!"
„Geplündert!" beharrt der Oberleutnant.
„Nein!" ruft der Zivilist verzweifelt.
Der Oberleutnant sagt ungerührt, kalt: „Feldwebel, schreiben Sie: ‚Wegen Plünderns standrechtlich erschossen!'"
Totenstille ist im Raum.
„Sie haben kein Recht", schreit der Zivilist plötzlich auf.
Die Soldaten packen ihn. „Recht!" schreit der Zivilist noch immer. Die Freikorpssöldner zerren ihn nach draußen.
Entsetzen packt Kasper Bogunde.
„Unmöglich!" flüstert Max Pohl. „Das ist unmöglich."
Da kracht es im Hof. Alles horcht auf, auch die Offiziere. Die Söldner, die hinausgingen, betreten den Raum, melden sich mit stummem Aufrichten zurück, stellen sich wieder neben die Tür.
Der Oberleutnant hat die Worte Max Pohls gehört, mustert ihn kurz.
Einer nach dem anderen wird zu den Tischen gestoßen: Matrosen, Arbeiter — ein sechzehnjähriger Junge, der nach seiner Mutter schreit. Kasper Bogunde schaut sich verzweifelt um. Gibt es keine Rettung? Können sie nichts unternehmen?
Immer wieder hallen die Todesschüsse.
Fritz und Albert Gorn müssen vor den weißen Tisch. „Mörder!" schreit Max Pohl, als die Brüder zur Tür gedrängt werden.
Das Einglas in der Hand, weist der Offizier auf Pohl.
Max Pohl erhält einen Stoß, wird sofort von Söldnern umringt. Doch er geht aufrecht. Der Offizier blickt in das von Schlägen verquollene Gesicht, über die blutbeschmierte blaue Bluse, bis zu den Stiefeln. Sie sind fast neu.
„Wer sind Sie?"
„Ich bin der Bootsmannsmaat Max Pohl!"
„Welche Partei?"
„Sozialdemokrat bin ich!" Max Pohl legt sein Mitgliedsbuch auf den Tisch. Der Oberleutnant beachtet es nicht. „Was haben Sie seit dem November in Berlin gemacht?"
„Die Regierung der Republik in der Reichskanzlei beschützt."
„Soso", sagt der Offizier bedächtig.
Max Pohl fährt fort: „Die SPD ist Regierungspartei! Niemals gab Ihnen die SPD das Recht, Menschen aus den Wohnungen zu holen und erschießen zu lassen!" Er schreit: „Ihr Oberbefehlshaber Gustav Noske gehört der gleichen Partei an wie ich!"
Die Offiziere am Tisch schauen belustigt auf ihn. Max Pohl hat sein Mitgliedsbuch wieder gepackt. Er hält es hoch und ruft noch lauter: „Die Regierung haben w i r durch die Revolution geschaffen, w i r, die Sozialdemokraten! Wir sind die Regierung! Aus unserer Partei sind Ebert und Scheidemann — und Gustav Noske!"
Wieherndes Gelächter folgt. Der Oberleutnant sagt ganz ernsthaft: „Da kann er stolz sein, der Herr Noske, auf Sie!" Lauter fährt er fort: „Sie haben mit der Waffe in der Hand gekämpft! Sie werden standrechtlich erschossen!"
Er rückt am Monokel.
„Gekämpft?" sagt Max Pohl, als erwache er. „Ja, gekämpft! Gegen die Feinde der Republik gekämpft . . ."
Er blickt auf die Orden der Offiziere, schreit: „Für die SPD habe ich gekämpft! Für den Frieden! Für die Sozialdemokratie . . ."
„Schluß!" brüllt der Oberleutnant. „Abführen!"
Max Pohl will sich auf ihn stürzen, doch die Söldner stoßen ihn zur Tür. Über dem Kopf hält Max Pohl noch immer das Mitgliedsbuch seiner Partei.
„Pohl!" murmelt Kasper Bogunde. Max Pohl, Werkzeugmacher und Sozialdemokrat. Max Pohl, der vielleicht jetzt noch kurz vor dem Sterben begreift — was die KPD ist, und wer Lenin.
Neue Gefangene werden hereingeprügelt, zerschlagen und blutend. In das Schreien hinein krachen Schüsse auf dem Hof.
Die Söldner, die Pohl hinausstießen, kehren zurück. Einer hält Stiefel in der Hand. Kasper Bogunde zuckt zusammen. Es sind die Stiefel, die Max Pohl eben trug.
Der Söldner stellt die Stiefel in die Ecke. Andere Schuhe stehen schon dort, auch die Schuhe des Zivilisten, der als erster starb.
Bis in den Abend hinein währt das „Standgericht". Die noch nicht Ermordeten werden spät in ein Stallgebäude getrieben. Es gelingt Kasper Bogunde, in der Dunkelheit zu fliehen, nachdem er ein Fenstergitter aus dem Mauerwerk herausbrechen konnte. Er ist der einzige, der den Mördern im „Schwarzen Adler" entkommt.
Fast vierzig Jahre später hat er mir von den Märzkämpfen 1919 im Berliner Osten erzählt — an dem Tage, an dem ich im Lokal vor der Brücke saß.
Die Arbeiter und Matrosen, die damals starben, liegen auf dem Friedhof Marzahn.





VERDAMMT UND ZUGENÄHT! Nächtlicher Alarm! Der Strom ist abgeschaltet. Im Dunkeln springen die Soldaten aus den Betten und schlüpfen in die Kampfanzüge. Mit einem Male ruft Soldat Hartleb empört: „Ihr habt mir das Unterhemd zugenäht!" Keiner seiner Stubenkameraden ist sich einer Schuld bewußt. Hilfsbereit knipst einer das Feuerzeug an und antwortet unter allgemeinem Gelächter: „Seit wann kriechst du mit dem Kopf in die Unterhose?"



DAS STICHWORT. Jahresabschlußfeier beim ASV-Bezirkskomitee Leipzig. Trinksprüche werden ausgebracht. teils recht wortreich. Schön und gut, denkt Genosse Hiemer, weniger Worte würden es auch tun. Da klopft schon der nächste an die Tischkante und beginnt: „Machen wir es kurz, Genossen ..." Auf dieses Stichwort ruft Genosse Hiemer laut in die Runde: „Prosit!"



EHRE, WEM EHRE GEBÜHRT. Matrose Henning soll im Politunterricht die ihm bekannten Persönlichkeiten aus den Armeen der Warschauer Vertragsstaaten nennen. Auf Anhieb zählt er auf: „Marschall Gretschko, Marschall Malinowski, Armeegeneral Hoffmann ..." Er stockt eine Weile, dann fährt er fort: „... und unser Genosse Hauptfeldwebel."



ANSTECKENDER AKÜFI. Hauptfeldwebel Fehring geht sonntags mit Frau und Töchterchen Monika ins Café. „Die Herrschaften wünschen bitte? Mokka, Schokolade, oder vielleicht Kakao?" „Schokolade", bittet voreilig Klein-Monika. „Eine Tasse Schok". wiederholt der Ober. „Und die Dame?" „Bitte ein Schälchen Mokka". „Eine Schale Mok, und der Herr wünschen?" Angesteckt vom Abkürzungsfimmel antwortet der Hauptfeldwebel: „Mir bitte eine Tasse Kak."

***Vignetten:** Parschau*





Entscheidung in den Wolken

Ein packender polnischer Fallschirmjägerfilm

Über dem Flugplatz einer Luftlandeeinheit kreist ein Flugzeug; an seinem Heckrand hängt ein Fallschirm mit einem bewußtlosen Springer. Nur noch 8 Minuten reicht das Benzin, dann muß die Maschine landen! Nur wenn sofort ein Hubschrauber aufsteigt, ein Mutiger sich am Seil herabläßt und den Bewußtlosen abschneidet und mit ihm springt, kann man ihn retten. Wird einer sein Leben aufs Spiel setzen für Jerzy Kardas, der sich immer überheblich außerhalb der Gemeinschaft hielt?

Im Mittelpunkt dieses Films steht ein Mensch, der in einem unbedachten Augenblick unbeabsichtigt ein Verbrechen beging und sich aus Angst vor den Konsequenzen erpressen läßt. Er trägt schwer an seiner Schuld, hat jedoch nicht den Mut, sie öffentlich zu begleichen. Der Mitwisser hingegen kennt keine Skrupel. Sein Wissen dient ihm dazu, sich den anderen gefügig zu machen. Großgeworden in einer Besserungsanstalt, hat er wenig Liebe kennengelernt. Für ihn ist der Moment gekommen, da er zurückzahlen kann, was er einstecken mußte.

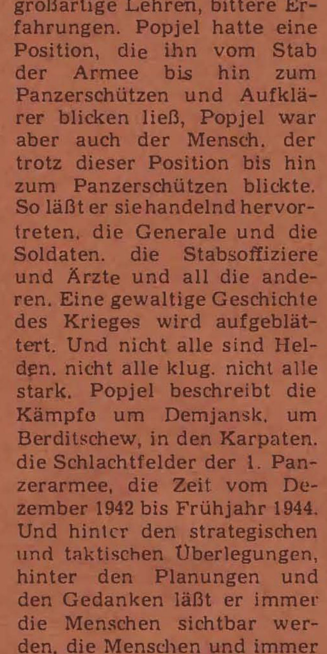
Der Film führt den Zuschauer geschickt an alle Spannungsmomente der Fabel heran. Eine ausgezeichnete Kameraführung vermittelt ihm für lange Minuten den Eindruck, mit dabei zu sein, wenn kühne Fallschirmsprünge und eine lebensgefährliche Rettungsaktion gewagt werden.

DMV, 8,80 DM

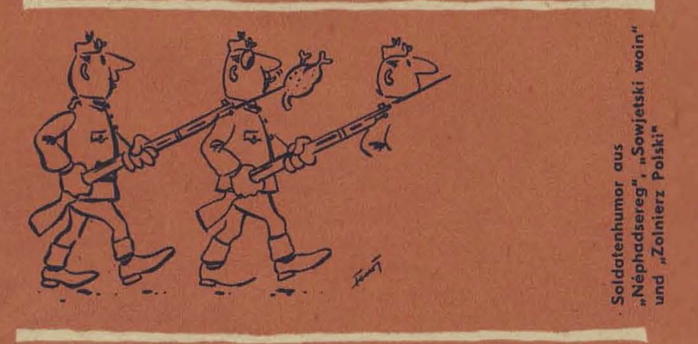


Nikolai Kirillowitsch Popjel: „Panzer greifen an"

Bei uns ist er nicht mehr unbekannt, der Generalleutnant der sowjetischen Armee, auch nicht als Autor. Sein erstes Buch „In schwerer Zeit" erregte schon beträchtliches Aufsehen. Jetzt legt der Verlag die Fortsetzung vor. Und alles, was beim ersten gelobt wurde, es gilt ohne Einschränkung auch für diesen Band: Ein großartiges Buch für unsere Soldaten. Wir kennen bedeutende Werke vom zweiten Weltkrieg, geschrieben von Schriftstellern, die uns etwas zu sagen haben, aber gerade Popjel hat für uns besonderes Gewicht. Der Autor ist Soldat, schreibt als Soldat, schreibt für Soldaten. Auch für unsere Volksarmee. Er gestaltet seine Erlebnisse nicht als Künstler, er verdichtet nicht und überhöht nicht literarisch: diese Aufgabe stellt er sich nicht, er schreibt, um seine Erfahrungen und die Erfahrungen



vieler Soldaten, Offiziere, Generale weiterzuvermitteln, um sie lebendig zu erhalten. Und was liegt nicht alles in diesen 445 Seiten. Diese Schicksale, diese Schmerzen, großartige Lehren, bittere Erfahrungen. Popjel hatte eine Position, die ihn vom Stab der Armee bis hin zum Panzerschützen und Aufklärer blicken ließ, Popjel war aber auch der Mensch, der trotz dieser Position bis hin zum Panzerschützen blickte. So läßt er sie handelnd hervortreten, die Generale und die Soldaten, die Stabsoffiziere und Ärzte und all die anderen. Eine gewaltige Geschichte des Krieges wird aufgeblättert. Und nicht alle sind Helden, nicht alle klug, nicht alle stark. Popjel beschreibt die Kämpfe um Demjansk, um Berditschew, in den Karpaten, die Schlachtfelder der 1. Panzerarmee, die Zeit vom Dezember 1942 bis Frühjahr 1944. Und hinter den strategischen und taktischen Überlegungen, hinter den Planungen und den Gedanken läßt er immer die Menschen sichtbar werden, die Menschen und immer wieder die Menschen. Große, berühmte, legendäre Namen lernen wir kennen, Namen, die heute noch in aller Munde sind, aber er bewahrt auch die unbekannten Helden, die es nicht verdienen, vergessen zu werden. Und Popjel beschönigt nichts. Er glorifiziert weder das eigene Tun, noch mißachtet er das Können des Gegners. Popjel ist hart, er ist wahr, er ist gerade. Das hebt uns das Buch über manches andere hinaus. *Claus*

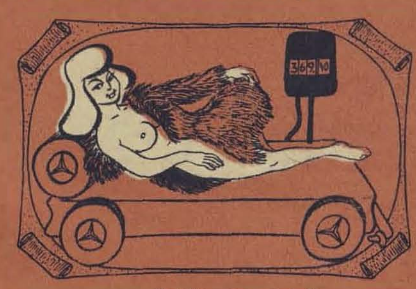


Soldatenhumor aus „Néphadsereg", „Sowjetski woin" und „Zolnierz Polski"



Wappenappell

Da werden sie also demnächst alle frei und bewappnet aufmarschieren. Denn Herr Robert Steimel — so berichten Münchner Zeitungen — liefert allen Zahlungskräftigen ein persönliches Wappen prompt und frei Haus. Entwurf und Ausführung ist sogar gesetzlich geschützt. Und alles gibt es selbstredend ohne Wappenschein. Für die Nachfolgerinnen der Dame Nitribitt etwa eine neonbeleuchtete Straße



Zeichnung: Arndt

mit neuestem Mercedes auf feinem Strich. Der Strich natürlich horizontal. Schwerer die Wahl für die Justiz. Da der Ansturm auf das beliebte Hakenkreuz zu gewaltig sein dürfte, sollte man es nur den höchsten Bundesrichtern genehmigen. Und dann die Bundeswehr. Den hohen Dienstgraden jeweils die von ihnen ausgelöschte Stadt ins Wappen. Dazu als Wappenkrone das vom großen Führer verliehene Ritterkreuz. Der Rest der zu Bewappnenden begnüge sich mit Motiven aus dem Alltag des bundeswehrigen Soldatenschinders. Von der reißenden Iller bis zu den Todesmärschen von Nagold gibt es wappenwürdige Motive in Hülle und Fülle.

Übrigens: Diese allgemeine Bewappnung ist nur zu begrüßen. Erkennt dann das Volk doch eher, gegen wen es gewappnet sein muß!

OBERFELDWEBEL EGON SCHNABEL

Geburtsdatum: 19. 5. 1937, Beruf: Tischler, Klub: ASK Vorwärts Oberhof. Größte Erfolge: Sieger der Olympiaausscheidungen 1963/64, Ersatzmann der Weltmeisterschaften 1961, Deutscher Vizemeister 1962, Größe: 1,71 m, Gewicht: 65 kg.

Eigentlich war der Oberhofer Biathloner Egon Schnabel überhaupt nicht für die Olympischen Spiele vorgesehen. Seine vorwinterlichen Leistungen reichten nicht aus, um in den Kreis der Innsbruck-Kandidaten zu gelangen. Da gab der Verband allen, die sich nicht für die Olympiaausscheidungen qualifizieren konnten, am 22. Dezember 1963 noch eine letzte Chance. Und die nutzte Egon. „Ich schieße heute 20 Treffer", flachste er. Als die Kampfrichter alle vier Scheiben kontrolliert hatten, schüttelten sie verwundert die Köpfe. Tatsächlich – keine Fahrkarte! So wurde der gebürtige Günthersiebener für die Kämpfe gegen die westdeutsche Elite nominiert. Er selbst führt seine Treffsicherheit auf die Grundausbildung bei den Mühlhausener Mot.-Schützen zurück. „Dort habe ich das Schießen erst richtig gelernt, und es hat mir auch großen Spaß gemacht", verriet er uns. Fragt man den aufgeweckten Blondschopf, wie er überhaupt zum Wintersport gekommen ist, kann er sich ein Lachen nicht verkneifen: „Das ist mir heute noch ein Rätsel. Ich bin in meinem Heimatort bei Gotha nämlich wenig mit den Skiern in Berührung gekommen. Als ich in meiner Kompanie erfuhr, daß der neugegründete Wintersportklub der Armee Talente sucht, habe ich mich einfach gemeldet." Und man nahm ihn, ließ ihn bei den Langläufern und den Nordisch-Kombinierten starten, bis man seine Schießfertigkeiten entdeckte und ihn für die neugegründete Biathlonmannschaft warb. Seine Steckenpferde sind im ganzen Klub bekannt. Er fotografiert leidenschaftlich gern und gestaltet so manchen Abend für seine Kameraden mit Farbdias. KW





Waffenbrüder - Magazin

Am 18. März gratulieren wir den mongolischen Genossen zum 42. Jahrestag der Mongolischen Volksarmee.



Durch Sowjetsoldaten vor dem Ertrinken gerettet wurden die Fischer Wilhelm Friedrichsdorf und Heinz Schulz von der Fischereigenossenschaft Fürstenberg (Havel). Als deren Boot im Sturm kenterte, sprangen die Soldaten Beljakow, Gorschkow und Koscheljew unverzüglich in das eisige Wasser und bargen die Verunglückten. Eine Delegation der Fischereigenossenschaft dankte den tapferen Rettern und überreichte ihnen Geschenke.

Ein Zug Fallschirmmiliz wurde vor kurzem in Wroclaw aufgestellt. Er soll schnellsten Einsatz bei Naturkatastrophen oder bei der Verfolgung flüchtiger Verbrecher ermöglichen. Zur „Ausrüstung" gehört auch ein Polizeihund, der ebenfalls per Fallschirm abgesetzt wird.

Sechshundertvierzig Meter Brückenkonstruktion errichtete eine tschechoslowakische Pioniereinheit innerhalb der Spezialausbildung im Raum Hodonin über die Morava. Dadurch verbesserte sie gleichzeitig wesentlich die Verbindungswege zwischen einigen in diesem Raum liegenden Ortschaften



Was ißt Soldat Ion?

RUMÄNISCHE MAISGANITZA

Maismehl in heißes Salzwasser schütten, unter ständigem Rühren aufkochen lassen. Spätzle zupfen und in Fett goldgelb backen. Danach mit Speckgrieben überstreuen.



FACHBUCHEREI

Langsam krümmte Soldat Fritsche den Finger. Müßte eigentlich alles stimmen, dachte er: Gestrichen Korn, Mitte des Zieles leicht aufsitzend. Knack! machte es auf einmal in der MPi – und nichts weiter. Kein Knall, kein Feuerstrahl. Plötzlich klappte jedoch die Scheibe um.

„Gut", sagte Unteroffizier Heinemann, „Treffer!" Soldat Fritsche war verblüfft. „Schwindel oder Zauberei", meinte er abends kopfschüttelnd zu einem Genossen.

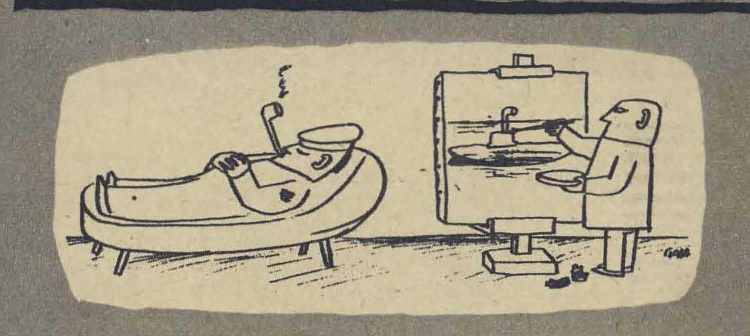
„Quatsch!" brummte der. „Halbleitertechnik, verstehst du?"

„Nein", sagte Fritsche wahrheitsgemäß.

„Nicht? Na dann paß mal auf: Du hast beim Abdrücken einen Lichtimpuls ausgelöst. Der fiel, weil du richtig gezielt hattest, auf eine Fotozelle und dann ..."

„Und dann?" fragte Fritsche nach einer Weile zaghaft. Der andere murmelte verlegen etwas von Elektronen und Defektelektronen vor sich hin; dann ging er zu seinem Schrank, holte ein Buch heraus und drückte es Fritsche in die Hand. Der überflog eilig das Inhaltsverzeichnis: „Was im Transistor vorgeht", „Halbleiter messen alles" und hier: „Aus Licht wird Strom". Na, hoffentlich kapiere ich das, fuhr es ihm durch den Kopf. Dann fing er an zu lesen – und vergaß alles um sich herum. Ab und zu schmunzelte er. Mal über einen besonders humorvollen Vergleich des Autors, mal über eine der vielen lustigen Zeichnungen. „Donnerwetter!" sagte er schließlich. „Hier steht ja allerhand über Halbleiter drin. Vom Kristalldetektor, über Verstärker, Dioden und Sonnenbatterien bis zur Molekularelektronik. Und vor allem so, daß man es auch versteht."

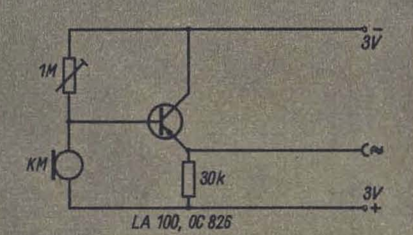
Walter Conrad, Streifzüge durch die Halbleitertechnik, URANIA-VERLAG, Preis 12,– DM.

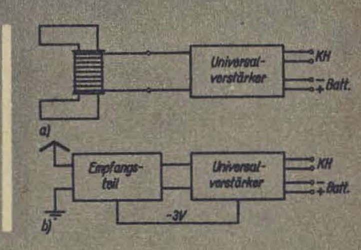


Universalverstärker für Transistorbastler. Teil 2 und Schluß

Der betriebsbereite Transistorverstärker (siehe „AR", Heft 2/1964, Seite 45) kann sehr universell in der Praxis des Transistorbastlers verwendet werden. Beachten muß man nur, daß der Eingangswiderstand in dieser Schaltungsart niederohmig ist. So kann man die Schaltung als Abhörverstärker verwenden, beim Ausprobieren von Empfangsschaltungen, als Vorverstärker für dynamische Mikrofone oder als Tonverstärker für die Transistor-Morsetaste („AR" 1/1964). Bei der Anwendung als Mikrofon-Vorverstärker wird an Stelle des Kleinsthörers im Ausgang ein Widerstand 2 bis 3 kΩ/0,1 W eingebaut. Über einen Kleinst-Elektrolytkondensator 10 μF/6–8 V wird dann die verstärkte NF-Spannung dem Hauptverstärker zugeführt.

Soll ein hochohmiges Kristallmikrofon am Eingang angeschlossen werden, so muß der Eingangswiderstand des Verstärkers durch die im Bild 1 gezeigte Impedanzwandlerschaltung erhöht werden. Diese Transistorstufe wird vor den Eingang geschaltet und mit dem Einstellregler 1 MΩ auf geringstes Rauschen eingestellt. Bild 2 zeigt weitere Anwendungsmöglichkeiten, so als Telefon-Mithörverstärker und als NF-Teil eines Taschenempfängers. Als Aufnahmespule eignet sich ein kleiner Telefonübertrager, dessen Eisenweg durch Absägen unterbrochen wird. Die offene Seite der Aufnahmespule nähert man dem Telefon, bis man lautstark die Gegenstelle hört. Das ist meist bei der Hörergabel der Fall; dort kann man dann die Aufnahmespule befestigen. Da kein Eingriff am Telefonapparat vorgenommen wird, hat die Deutsche Post keine Einwendungen. Ing. Schubert









Wie sehen Sie UNSERE SOLDATEN?



Am Ersten feierten wir unser Achtjähriges. Mithin sind es inzwischen schon achtmal dreihundertfünfundsechzig Tage geworden, da der Soldat der Nationalen Volksarmee zum Straßenbild der Städte und Dörfer unserer Republik gehört. Wie aber sieht ihn, um den Begriff einmal zu gebrauchen, der Mann von der Straße? Wie sieht ihn der Arbeiter, der zur Schicht geht? Wie der Kellner, der ihm das Bier bringt? Wie das junge Mädchen, das mit ihm tanzt? Wie der Zugschaffner, der seine Fahrkarte kontrolliert? Wie der Zivilangestellte, der mit ihm zusammenarbeitet? Wie der Kraftfahrer, der ihm im Straßenverkehr begegnet? Wie die Platzanweiserin, die seine Kinokarte abreißt?

Ich meine, das könnten recht interessante Fragen sein. Und eben deswegen will ich sie heute stellen. Was dabei wohl herauskommen wird? Bitte, lesen Sie selbst!

„... hätte ich mir schon längst einen kleinen Soldaten angelacht!"

Irma Matthees (51), Garderobenfrau: „Ich habe nur immer ‚Angst' vor den schweren Mänteln der Soldaten. Ansonsten staune ich über ihre Theaterbegeisterung und ihr ausgeprägtes kulturelles Interesse."

Hubert Misau (28), Schornsteinfeger: „Soweit ich das beurteilen kann, benehmen sich die Genossen der Armee tadellos, selbst wenn sie in der Gaststätte sitzen und ihr Bierchen trinken."

Grete Weißleder (34), Hausfrau: „Sie sehen immer flott und schneidig aus, unsere Soldaten. Wenn ich jünger wäre, hätte ich mir schon längst einen kleinen Soldaten angelacht!"

Angelika Kolbert (22), Lehrerin: „Ich komme gerade von der Reise. Dabei konnte ich feststellen, daß sich die Soldaten den Mitreisenden gegenüber höflich verhalten. Nur wenn sie in Gruppen zusammen sind und trinken, benehmen sie sich wie Studenten auf der Fahrt in die Semesterferien."

„Bei mir sind sie immer gern gesehene Gäste"

Frieda Meinecke (68), Rentnerin: „Vor einiger Zeit stand ich an einer verkehrsreichen Straße in Dresden und kam nicht hinüber. Da hakte mich ein Soldat unter und begleitete mich über die Straße. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie ich mich über diese hilfsbereite Geste gefreut habe."

Manfred Franke (30), Jugendbrigadier: „Mitunter geben unsere Armeeangehörigen kein schönes Bild ab: Hände in den Hosentaschen, laufen sie durch die Gegend wie ein paar Halbstarke. Das dürfte es nicht geben."

Renate Kort (22), Zivilangestellte: „Ich arbeite seit kurzem in einer Dienststelle der NVA. Die Genossen unterstützen mich gut und helfen mir kameradschaftlich."

Herbert Friedrich (18), Kellner: „Ich bediene gern an den Tischen, wo Soldaten sitzen. Sie wissen, was sie wollen, sind entgegenkommend und ordentlich. Frech ist mir noch keiner gekommen, deswegen sind sie bei mir immer gern gesehene Gäste."

„Uns Mädchen gegenüber sind sie oft flegelhaft"

Renate Brachhaus (25), Bibliothekarin: „Ich schätze unsere Soldaten als höfliche, hilfsbereite junge Männer."

Paul Sandtack (52), Friseurmeister: „Zu mir kommen oft Soldaten, um sich die Haare schneiden zu lassen. Und wenn es einmal sehr voll ist, bieten sie älteren Leuten unaufgefordert ihren Platz an."

Margit Redlich (13), Schülerin: „Unsere Klasse würde gern mit einer Einheit der Nationalen Volksarmee eine Patenschaft eingehen. Wir haben den Soldaten auch schon Briefe geschrieben. Doch zu einer guten Zusammenarbeit ist es leider nicht gekommen."

Käthe Krüger (46), Köchin: „Mir macht es Spaß,

für die Soldaten zu kochen. Wird einer tatsächlich mal patzig, dann kriegt er gleich Pfeffer von mir!"
Hannelore Cunert (19), Sachbearbeiterin: „Leider kann ich nicht viel Gutes sagen. Besonders die Genossen der Einheit Kroppen benehmen sich uns Mädchen gegenüber oft sehr flegelhaft. Es gefällt mir auch nicht, daß sie mit Stiefeln zum Tanz gehen . . ."



UMFRAGE-ANTWORT PER KUSS...

„Kinder von Traurigkeit sind sie jedenfalls nicht . . ."

Anna Franskin (51), Schneiderin: „Es ist wie überall – einer allein fällt nicht auf und benimmt sich anständig; sofern mehrere zusammen sind, wird Blödsinn gemacht. Da es junge Menschen sind, soll man das nicht so tragisch nehmen. Weniger eingenommen bin ich von der liederlichen Anzugsordnung, die manche Genossen haben."

Erich Härtig (58), Kraftfahrer: „Was soll ich sagen? Nach meinen Beobachtungen passen sich die Armeekraftfahrer ebenso dem Verkehr an wie jeder andere."

Werner Saht (44), Vertreter: „Auf meinen Reisen treffe ich oft mit Angehörigen der Nationalen Volksarmee zusammen. Kinder von Traurigkeit sind sie jedenfalls nicht . . ."

Johannes Linke (55), Hauptdisponent: „Mir gefällt nicht, daß sich die Soldaten und Unteroffiziere so leger und disziplinlos mit ihren Offizieren unterhalten. Bei manchen Genossen scheint auch das Grüßen außer ‚Mode' gekommen zu sein. Am 7. Oktober sah ich in Anklam einen Major, der beim Spielen unserer Nationalhymne weder Grundstellung einnahm noch die Hand an die Mütze legte. Wie's scheint, hapert es hier und da noch mit der Disziplin. Sollte man aber nicht gerade von unserer Volksarmee eine besonders vorbildliche Ordnung und Disziplin erwarten können?"

„Schwarze und weiße Schafe"

Otto Langpapp (60), Berufskraftfahrer: „Den Kraftfahrern der NVA, besonders aber den Pkw-Fahrern, möchte ich nur eins zurufen: Nehmt euch Zeit – und nicht das Leben!"

Gertrud Mörsel (63), Rentnerin: „Ich befand mich mit dem Fahrrad auf dem Weg nach Fürstenwalde. Plötzlich ging mir der Schlauch kaputt. Was soll man da tun als ältere Frau? Während ich noch überlegte, kamen einige Soldaten des Wegs. Ohne sich zu zieren, gingen sie daran, den Schlauch zu flicken."

Franz Hartmann (32), Kellner: „Obwohl die Soldaten sehr höflich auftreten, neigen sie dennoch dazu, schnell ein Glas über den Durst zu trinken. Woran das liegt, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sich so etwas nicht gehört für einen Uniformträger. Schließlich schauen die Leute auf ihn und bekommen einen schlechten Eindruck von unserer Volksarmee, wenn sie Soldaten betrunken durch die Straßen torkeln sehen."

Christine Carsten (24), Kellnerin: „Mitunter hat man tatsächlich Grund zum Schimpfen, wenn sich ein Soldat nicht anständig benimmt. Aber schwarze und weiße Schafe gibt es unter allen Gästen."

„Es wäre sehr schön, wenn uns die Soldaten öfter besuchen würden"

Lotte Strömm (39), Kassiererin: „Hier bei uns beteiligen sich die Armeeangehörigen gut am kulturellen Leben, besonders die der Einheit Schellin. Sie haben allein im vergangenen Jahr 40 neue Theateranrechte abgeschlossen. Alle Vorstellungen finden begeisterten Anklang bei den Genossen."

Otto Friese (52), LPG-Vorsitzender: „Ich möchte der Nationalen Volksarmee vor allem für ihre vorbildliche Erntehilfe danken. Was unsere Soldaten hierbei gezeigt haben, verdient allerhöchstes Lob."

Wolfgang Rieche (10), Schüler: „Ich bin ein Thälmann-Pionier und gehe in die 5. Klasse. Zum Pioniernachmittag war einmal ein Soldat da und erzählte uns etwas über die Nationale Volksarmee. Das war prima. Aber solch einen interessanten Pioniernachmittag gibt es immer nur einmal im Jahr: zum 1. März, dem Tag der Nationalen Volksarmee. Es wäre sehr schön, wenn uns die Soldaten öfter besuchen würden. Vielleicht überlegt sich die Armee das einmal?"

„Nach zwei Tagen kam der eine von den beiden und brachte das Geld . . ."

Paul Gleser (62), Hausmeister in einem Objekt der NVA: „Ehrlich – es macht Spaß, mit den Soldaten zusammenzuarbeiten. Nur sollten sich einige Genossen abgewöhnen, Papier und Abfälle aus dem Fenster zu werfen."

Lieselotte Wüst (32), Zugschaffnerin: „Wenn ich mit allen Fahrgästen so wenig Sorgen hätte wie mit den Soldaten, wäre mein Dienst eine uneingeschränkte Freude."

Sigrid Zielke (21), Serviererin: „Vielleicht darf ich dazu ein Erlebnis erzählen. An einem Abend wurden zwei junge Soldaten von der kontrollierenden Streife mitgenommen, weil sie ihren Ausgang überschritten hatten. Sie hatten bereits eine ganz schöne Zeche gemacht. Doch leider war ich in dem Augenblick, da sie von der Streife mitgenommen wurden, nicht zur Stelle. Als ich merkte, daß sie weg waren, dachte ich erst an Zechprellerei. Aber nach zwei Tagen kam der eine von den beiden und brachte das Geld. Er entschuldigte sich sehr höflich und bat mich, ihnen diese Ungehörigkeit zu verzeihen. Das fand ich sehr anständig. So haben sie doch ihrer Ausgangsüberschreitung wenigstens nicht noch eine zweite schlechte Sache hinzugefügt."

„. . . vor allen Dingen können sie gut tanzen"

Auguste Franke (71), Rentnerin: „Bei mir im Haus wohnt ein Genosse der Volksarmee. Er ist immer hilfsbereit und hat stets ein gutes Wort für mich. Er bringt mir meine Rente mit und holt mir die Kohlen aus dem Keller. Und wenn ich ihm etwas geben will dafür, lehnt er immer bescheiden ab."

Rosi Plettner (20), Verkäuferin: „Ich sehe die Soldaten gern auf dem Tanzsaal. Wenn mancher auch mal den Kragen auf hat, benehmen sie sich doch anständig, unsere stürmischen Jungs."

Uschi Brumme (22), Buchhalterin: „. . . vor allen Dingen können sie gut tanzen!"

Steffi Machnitzke (21), Feinoptikerin: „Vielfach hängt es auch von den Mädchen ab, wie sich die Soldaten verhalten. So wie sich das Mädchen selbst gibt, so wird sich auch der junge Mann ihr gegenüber benehmen."

Herbert Schneider (43), Zugschaffner: „In den Schnellzügen, wo die Mitropa mitfährt, hat man oft Sorgen mit den Soldaten. Sie trinken meistens etwas zuviel und fallen dann unangenehm auf."

„Sind doch schließlich unsere Jungs!"

Erhard Dietrich (43), Genossenschaftsbauer: „Ich kann nicht klagen über unser Verhältnis zu den Angehörigen der Nationalen Volksarmee. Wenn ich mal mit meinem Traktor steckenbleibe, holt mich ein Armeefahrzeug garantiert wieder raus. Besonders gefällt mir der Gefreite Heinz Franke. Er macht stets Platz, wenn ein Fahrzeug von uns kommt."

Sigrid Adam (28), Sachbearbeiterin: „Mit den Soldaten ist immer ein gutes Auskommen. Nicht verstehen kann ich, wenn manchmal schlecht über sie gesprochen wird. Wer von diesen Leuten weiß denn überhaupt, was unsere Soldaten täglich leisten müssen?"

Bernhard Scholl (46), Bergmann: „Unsere Soldaten? Dufte Kerle sind das, immer auf Draht und mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Ich freue mich immer wieder, wenn ich sie sehe. Sollte mich auch wundern, wenn's anders wäre – sind doch schließlich unsere Jungs, Arbeiter und Bauern wie wir!"

Das wär's, liebe Freunde der aktuellen Umfrage. Zufrieden?

Ehrlich: Ich bin's nicht ganz. Für meine Begriffe gibt's trotz vieler, sehr vieler guter Urteile dennoch eine ganze Menge Kritik am Auftreten unserer Genossen in der Öffentlichkeit. Deshalb sei uns diese aktuelle Umfrage und ihr Ergebnis Anlaß, unser eigenes Verhalten kritisch zu überprüfen und es stets so einzurichten, daß wir unserer Nationalen Volksarmee immer und überall Ehre machen. Viel Erfolg dabei wünscht Ihnen

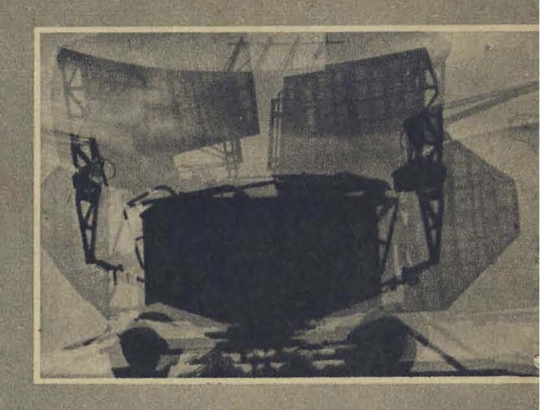
Ihr

Karl Heinz Freitag

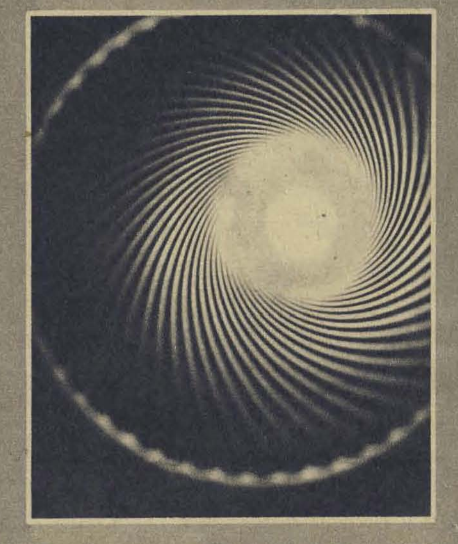
Diese aktuelle Umfrage entstand unter Mitarbeit von Unterleutnant Hans-Jürgen Redlich, Feldwebel Manfred Brenner, Unteroffizier Dieter Linge, Gefreiter d. R. Joachim Thorenz, Offiziersschüler Wolfgang Matthees und Oberfeldwebel Horst Gehrke.



1000,00 DM Preisausschreiben



2 Das Karussell – nicht das von Pierre – dreht sich aus gutem Grund. Natürlich ist es kein Kinderkarussell, sondern, na was wohl?
a) Kosmonauten-Zentrifuge,
b) Meteorologische Station,
c) Funkmeßkabine?



1 Wer guckt schon gerne in die Röhre? Hier ist es notwendig, denn Sie sollen herausfinden, um was es sich handelt. Ist es ein
a) Diopter eines Gewehres,
b) Geschützrohr,
c) Kameraverschluß?



3 Es könnte die symbolische Brücke sein, die Leser und Redaktion verbindet, aber in diesem Falle ist sie es nicht. Sie sollen uns sagen: ist es eine
a) Förderbrücke im Tagebau,
b) Brückenlegegerät,
c) Raketenstartanlage?

„Das kenne ich doch ..."

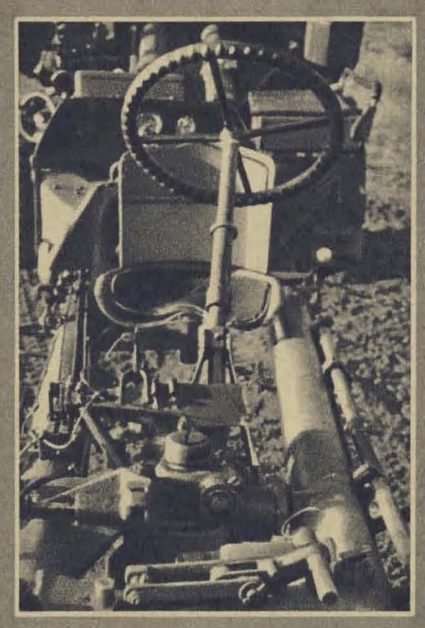
werden Sie vielleicht sagen, wenn Sie sich diese Bilder aus unserem Technik-Album ansehen. Kennen Sie das wirklich? Zugegeben, alle hier im Ausschnitt abgebildeten Dinge sind schon einmal in der „AR" zu sehen gewesen. Erinnern Sie sich, da war zum Beispiel im Heft ..., aber nein, so leicht wollen wir es nicht machen. Schließlich sollen ja Sie raten – und gewinnen. Also, was ist nun der abgebildete Gegenstand, „a", „b" oder vielleicht „c"?

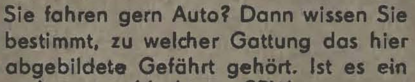
Machen Sie mit, denn jeder kann und soll mitmachen, jeder kann gewinnen. Tippen Sie noch heute, schreiben Sie die Nummer des Bildes und den dazugehörigen Buchstaben (z. B. 1a) auf eine Postkarte, die Sie bis zum 5. April 1964 (Datum des Poststempels) an Ihre

**Redaktion „Armee-Rundschau", Berlin-Treptow,
Postschließfach 7986, Kennwort „1000,– DM",**

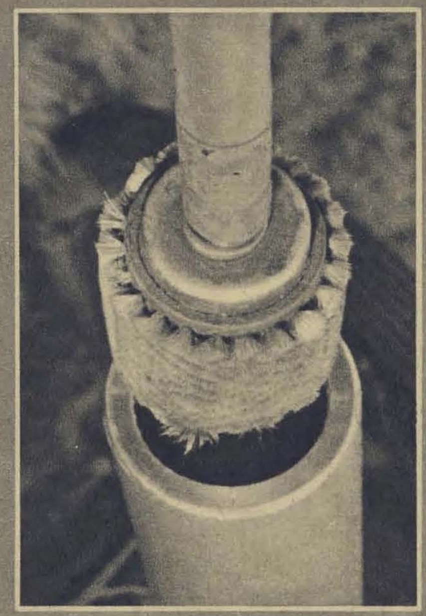
senden. Die Gewinner werden unter den Einsendern mit richtiger Lösung durch das Los ermittelt. Also dann, viel Glück!



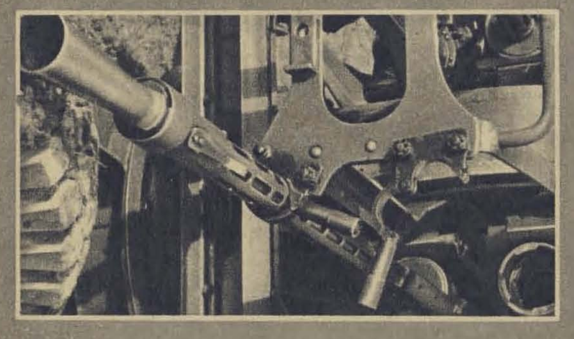




4 Sie fahren gern Auto? Dann wissen Sie bestimmt, zu welcher Gattung das hier abgebildete Gefährt gehört. Ist es ein
- a) ausgeschlachteter SPW,
- b) Fahrgestell eines LO 1800,
- c) selbstfahrende Kanone?



5 Ihr Ofenrohr haben Sie gereinigt? Wir wollten Ihnen keinen Tip dazu geben. Aber wissen möchten wir von Ihnen, welches Werkzeug das Bild zeigt.
- a) Rohrwischer,
- b) Polierbürste,
- c) Reinigungsbürste?



6 Das ist etwas zum Schießen, das ist klar. Aber welche Waffe ist es wohl? Etwa eine
- a) Bordkanone der MiG,
- b) Kompanie-MG,
- c) Vierlings-Fla-MG?

Auflösungen Nr. 1164
1000,– DM Preisausschreiben

Folgende Fehler waren herauszufinden:

a) auf der Soldatenstube:

1. schlafender GvD, 2. Soldat mit Stiefeln auf dem Bett, 3. Zivilsachen auf dem Spind, 4. Waffenreinigen mit Magazin und auf der Stube, ferner: Rasieren, Fernsehapparat, Katze auf der Stube.

b) am Kasernentor:

1. Soldat ohne Mütze, 2. Kradfahrer ohne Stahl- bzw. Sturzhelm, 3. Hand in der Tasche, 4. Posten mit Ausgehanzug, ferner: Wäsche am Fenster.

Als glückliche Gewinner wurden ermittelt:

500,– DM: Gefr. O. Winkler, Prora

Je 50,– DM: Eberhard Görlich, Dresden; Klaus Hofmann, Brück (Mark); Joachim Dahlke, Niederdorla; Rosemarie Bolt, Gadebusch (Meckl.).

Je 20,– DM: Soldat Luckfiel, Leipzig; Claus Becker, Wilthen (OL); Waltraut Däckert, Saalfeld (S.); Ingolf Ramsauer, Plauen (Vogtl.); H. Pultz, Eberswalde.

Je 10,– DM: Wolfgang Brunzel, Stralsund; Lothar Hübner, Sonneberg; Hans-Joachim Zenner, Glauchau; Wolfgang Pollmer, Annaberg-Buchholz; Uffz. Dalk, Torgelow; Kurt Göpel, Herbsleben; Schüler Matthias Grätz, Leipzig; H. H. Kluß, Zeithain; Jochen Schmandt, Hohenprießnitz; Elise Schmidt, Prenzlau; N. Wesche, Könnigde; H.-J. Pullwer, Eggesin; Manfred Woitkovsky, Kirschau; Hans-Ulrich Graf, Demmin; Wolfgang Weise, Elend; Chr. Marschner, Leipzig; Roland Ender, Babelsberg; Siegfried Szobeck, Sonneberg; Joachim Gaedicke, Rodeland; Regine Bachnick, Eisenhüttenstadt.



Von Melodie zu Melodie

Aus dem Kulturtagebuch des Hauptfeldwebels Mücke

Hauptfeldwebel Mücke: Auch ich fühle mich schuldig. Die Linie war verbogen, und ich habe resigniert. Die speziellen Fähigkeiten, Begabungen und Wünsche unserer Soldaten kennen und berücksichtigen, darauf kommt es jetzt an.

21. Oktober 1963

Das waren nun heute die letzten Takte – die „Combo-Melodie“ hat ausgespielt. Baß und Schlagzeug werden entlassen. Wie geht es nun weiter?

25. Oktober

Mein Schlagzeuger kommt sich verabschieden. Was hat die Armee aus dem Mot.-Schützen Reißmann gemacht? Keinen Mustersoldaten, die Zeit war zu kurz. Seit Reißmann bei mir mitspielte aber hat er sich mächtig am Riemen gerissen. Die Kragenbinde ein Trauerflor – so meldete er sich zum ersten Auftritt. So wird's keine Kunst, sagte ich zu ihm. Große Augen und eine Kehrtwendung, doch Reißmann kam wieder. Zu Disziplin und Ordnung führen oft seltsame Wege.

28. Oktober

Einen Autosattler, einen Optiker, viele Elektriker, werden wir in die Kompanie bekommen. Musiker keinen. Gute Nacht, „Combo-Melodie“. Ich löse die Medaille „Ausgezeichnetes Volkskunstkollektiv“ vom Uniformrock. Gewesenes Glück wärmt nicht. Auf der Rückseite steht: „Singt das Lied des Sozialismus“. Morgen marschierst du zum Kommandeur des Truppenteils, befiehlt mir mein Parteigewissen.

29. Oktober

Der Kommandeur hat mir Hilfe versprochen. Die Combo wird wieder spielen und der Kultur-



Kompaniechef, Oberleutnant Krauspe: Es ist nicht gerade wenig, wofür unsereiner geradestehen muß. Mit der Kultur ist's wie mit einem Pferd, das schwer zu reiten ist. Ich werde es noch lernen, anders kommen wir nicht vorwärts.



Kommandeur des Truppenteils, Oberstleutnant Wöllner: Ich habe Hauptfeldwebel Mücke einen Nackenschlag versetzt. Wir werden Engherzigkeit und Bürokratismus ausmerzen. So fordert's die Partei und das eigene Gewissen.

arbeit, die mit Beginn des Ausbildungsjahres neu organisiert werden muß, gleich den richtigen Rhythmus geben. „Auf eine erlebnisreiche Gestaltung des Wehrdienstes hinwirken!", fordert die Armeezeitung. Laßt uns hinwirken! Von oben wie von unten, meine auch ich.

■ *30. Oktober*

Von oben kommt Wirkung. Die Ursache liegt unten. Zwei Soldaten unserer Kompanie sind in der vergangenen Nacht betrunken über den Explatz gezogen. Die Wirkung kommt vom Kommandeur des Truppenteils und hält den Dienstweg ein. Der Nachrichtenoffizier sagt's meinem Kompaniechef und der sagt es mir: „Mücke soll sich um seine Soldaten kümmern und nicht um die Musike." Wo bleibt hier die Dialektik? Das Jugendkommuniqué meint's anders. Kompaniechef Krauspe sagt: Keine Musik – keinen Ärger. Ich aber bin sauer.

■ *11. Dezember*

Keine Musik – keinen Ärger. Die Prophezeiung des Kompaniechefs scheint sich zu erfüllen. Wir haben alle Kräfte auf die Ausbildung konzentriert und sind schön vorangekommen. Der Stab meint's gut mit uns. Keine bösen Ursachen von unten – keine bösen Wirkungen von oben. Die Soldaten sinken abends in die Betten. Wer noch bei Kräften ist, den zieht's an die Röhre. Adlershof besorgt, was wir unterlassen. Reichts auch aus? Mir ist nicht geheuer. Der Parteigruppenorganisator, das bin ich selbst.

■ *13. Dezember*

Auch dem Kompaniechef ist nicht wohl in seiner Haut. Er empfahl der FDJ-Leitung, was längst fällig ist: einen Klubrat zu bilden. Weihnachten steht vor der Tür. Viele Soldaten werden das erste Mal nicht bei Muttern sein. Die FDJ-Leitung, der Kompaniechef und ich sind heute zusammengekommen und waren sich einig: Es muß was passieren.
Vorschläge wurden gemacht. Jeder Kompanieangehörige packt für einen anderen ein Päckchen im Werte von drei Mark. Wer für wen, wird ausgelost und bleibt geheim. Für die Getränke sorgt der Patenbetrieb. Drei Mann eine Flasche Wein. Weihnachtsmann spielt Gefreiter Weber. Wenn die alten Christen das Weihnachtsfest nicht erfunden hätten, was täte sich dann?

■ *16. Dezember*

An die Familien unserer Verheirateten haben wir nicht gedacht. Wie wär's mit einem Brief an die Ehefrauen? Die Parteigruppe stimmt mir zu: den Frauen ein Dankeschön für Mühe, Geduld und Treue im vergangenen Jahr, einen Gruß zu Weihnachten und ein glückliches 1964.
Wer entwirft den Brief? Ich tue es gleich selber. Wer geknetet hat, der muß auch backen.

■ *18. Dezember*

Muß ich das Porto für 15 Briefe selber zahlen? „Bringe unsere Initiative zur Geschäftsstelle", sagt Oberleutnant Krauspe. Oberfeldwebel Pleske, der in der Geschäftsstelle amtiert, ist da anderer Meinung: „Dafür habe ich kein Porto." „Bemühe dich beim Leiter Finanzen", rate ich ihm, „die Sache ist's wert." Aber Major Kommischau, der die Finanzen reguliert, kennt sich da besser aus: „Dafür gibt's kein Geld." Das wird mir politisch und ich gehe zu Major Mehnert, der dafür zuständig ist.
„Ich habe 15 Briefe . . .", beginne ich von vorn.
„Das klären wir mit der Poststelle."
„Von dort komm' ich her."
„Da geben Sie mir die Briefe, heut kommt Oberst Wiesner, mit dem werde ich mich beraten."
Ein Oberst muß da mitdenken wegen zwei Mark und zwanzig. Wenn das Minister Hoffmann wüßte, das Herz im Leib tät ihm zerspringen.
Unsere Mühlen mahlen langsam und Weihnachten ist in sechs Tagen.

■ *20. Dezember*

Das Problem ist „geklärt". Die Kompanie bestreitet die Kosten selbst vom Titel 19 14/2. Es handelt sich um Geld, das wir uns im Patenbetrieb verdient haben. Momentan sind wir blank, wie ich feststelle. Da packt mich der Senf und ich bezahle die freundlichen Grüße erst mal aus meiner Tasche.
Schmerzt mich das Geld? Der Bürokratismus tut weh.

■ *25. Dezember*

Es war ein schöner Weihnachtsabend. Von Trübsal nicht die Spur. Die Päckchenverteilung eine prima Sache.
Wir sind uns nähergekommen, das ist das Wichtigste. Und außerdem: Ich habe wieder mal Akkordeon gespielt, Unteroffizier Beierschoder dazu die Gitarre. Die halbe „Combo-Melodie" – und welch eine Stimmung!
„Morgen kommt der Weihnachtsmann", sang die Kompanie. Ich aber wünschte mir, der Kommandeur des Truppenteils käme zur Tür herein. Ein Stückchen Jugendkommuniqué. Zumindest ein Anfang, ein kleines Stückchen.
Gegen Mitternacht war Alarm. Alles klappte wie am Schnürchen. Und ein Geist in der Truppe, da kann man nur staunen.

■ *31. Dezember*

Ein gelungener Weihnachtsabend macht noch keinen kulturellen Frühling. Uns fehlt Systematik, ein gut durchdachter Plan.
Auch dem Kompaniechef schlägt das kulturelle Gewissen. In der Hör- und Gebeausbildung haben wir einen Monat Vorlauf. Aber abends nach Dienst ist alles wie gehabt. Eine Sitzung ist fällig. Im neuen Jahr muß etwas passieren.

■ *6. Januar 1964*

Das neue Jahr ist sechs Tage alt und schickt uns einen Redakteur ins Haus. Ich erzähl' ihm von unserem Vorlauf, doch der Mann beißt nicht an. Er kommt in Sachen Kultur und fragt sehr konkret. Da ist Vorsicht geboten, und ich igele mich ein.
Die Unterhaltung ist nicht lang, er notiert zweierlei: Meinen Kummer mit den Briefen und die verdrehte Dialektik.
„Beginnen wir von oben", meint er kurz zum Abschied. Und: „Wir sehen uns wieder."
Der Mann hat Humor, der glaubt doch selbst nicht daran.

■ *7. Januar*

Ich hab's doch gewußt: Der Redakteur kam heute nicht. Wer kam, war der Klubleiter, Genosse Hauptmann Troitsch. Er übergab mir:
50 DM fürs Akkordeonstimmen,
50 DM für Noten,
30 DM für Pinsel und Farbe,
30 DM für Exkursionen,
50 DM für Politmaterial.
Ich kann mir nicht helfen, im Stab muß was passiert sein.

■ *8. Januar*

Den heutigen Tag werde ich nicht gleich vergessen. Der Klubleiter überreichte mir zwei Mark und zwanzig. Major Mehnert, der Politstellvertreter, kam auch zufällig dazu: „Warum sehen Sie mich nicht an, Genosse Mücke? Ich glaube, das ist 'ne Charakterschwäche von Ihnen."
Mein Charakter hat sicherlich Ecken, denke ich, aber über die langsam mahlenden Stabsmühlen wäre auch ein Wort zu reden. Wir müssen uns aussprechen, geht's mir durch den Kopf. Es laut zu sagen aber fehlen mir die Worte.
Kurz nach dem Mittagessen kam der Redakteur. „Im Stab tut sich was", sagte ich freundlich. „Jetzt seid ihr am Zuge, es wird höchste Zeit." „Wir werden heute großreinemachen. Um 16 Uhr ist Sitzung, FDJ-Leitung und Klubrat, dazu der Kompaniechef und natürlich auch ich."
Unsere Sitzung hatte es in sich. Gefreiter Weber, FDJ-Leitungsmitglied, sorgt gleich für den richtigen Wind: „Von Kultur und geistigem Leben ist doch bei uns nicht die Spur. Ich frage mich nur, wer ist daran schuld?"
„Vielleicht auch du", kontert ihn der FDJ-Sekretär. „Schuld hat ein jeder. Was unsere FDJler wollen und können, hat uns nicht interessiert."
„Unteroffizier Schuster hat recht", bestätigt der Kompaniechef. „Den Klubrat aufs Papier zu setzen, das war recht einfach. Ihm das Laufen zu lehren, verlangt etwas mehr. Suchen wir heute nach vorwärts und nicht zurück."
„Ein Zirkel über die Grundlagen der Nachrichtentechnik wäre nötig", sagt Zugführer Oberleutnant Meißner. „Das Interesse vieler Genossen dafür ist groß. Ich lege euch einen Plan vor, und dann kann's losgehen."
„In der Kompanie wird viel gelesen, eine Buchdiskussion aber gibt's bei uns nicht", meint Unteroffizier Stichnot. „Stimmt", ergänzt ihn Soldat Grabitz. „Ole Bienkopp mußte sterben, mancher fragt sich nur, warum?" Also: Buchdiskussion Ende Februar, drauf auf den Plan.
„Zirkel und Buch schön und gut", meint da einer. „Aber ich warne euch, Freunde, der Fernseher wird jetzt unsere ärgste Konkurrenz." „Wir müssen uns mit ihm verbünden, auf bestimmte Sendungen orientieren und danach darüber reden", rät der Kompaniechef. Also: Mit mehr Köpfchen in die Ferne sehen, drauf auf den Plan.
„Und das Deutschlandtreffen nicht verschlafen", mahnt Gefreiter Weber. „,Nur der ist zu Pfingsten ein richtiger Mann, der 'ne flotte Sohle aufs Parkett legen kann'. Wäre das nicht eine zündende Losung für uns? Meine Frau und ich sind beide Turniertänzer. Wenn's der Kompaniechef genehmigt, kann die Probe beginnen." Keine Musik – keinen Ärger mochte Krauspe wohl denken, doch: „Ohne Musik keinen Tanz", höre ich ihn sagen. Der Ball galt mir: „Die Combo wird spielen, dafür steh' ich grade." Was ist heute erreicht? Ein solider Anfang. Wenn alle Soldaten mit einstimmen, ist's die Melodie des Jugendkommuniqués. Wir sind zufrieden. Der Redakteur ist es auch. Immerhin ist das ein optimistischer Ausblick.

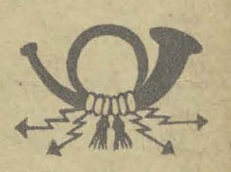
■ *9. Januar*

Oberstleutnant Wöllner kam heute zu mir. Wir unterhielten uns zwei Stunden. Es war ein herzliches Gespräch. Mücke wird sich um seine Soldaten kümmern und auch um die Musike. Im Februar ist Buchbesprechung, der Kommandeur wird dabei sein. Wir haben viel nachzuholen. Zeit ist ein sehr kostbares Gut. Sie ist nicht wiederholbar. Vertane Zeit ist vertanes Leben. So steht es im Jugendkommuniqué – ich will es mir merken.

Klingel-Fee...

Weshalb steht
im Postmuseum
und in Uniform —
die Fee 'rum?

Prüft sie dienstlich
einen Draht?
Oder plaudert sie
privat?





Ahnt
Genosse Oberfeld,
den die Kleine
herbestellt —
daß ihr,
mittels Klappenschrank,
dieser Männerfang
gelang?

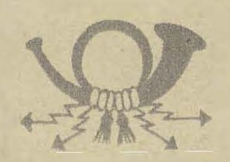


Die historische
Erfindung
schafft zwar engere
Verbindung,
doch ist dieses
„Anschlußfinden“
nicht nur technisch
zu begründen;

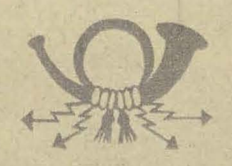
wie der Glitzerblick
erzählt,
ist das Opfer
schon gewählt . . .



Übersichtlich,
ohne Frage,
klärt der Nachrichtmann
die Lage:
Ansichts-, absichts-,
einsichts- und
aussichtsvoll
ist sein Befund.



Verse: B. Trachter



Auf dem
Trichtergrammophon
findet er
den rechten Ton;

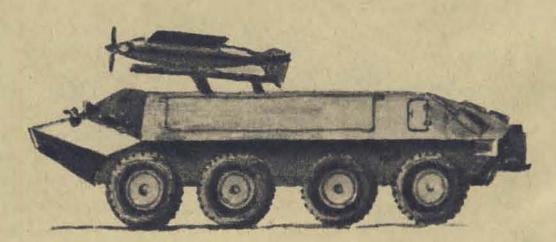
schon ihr
Kleiderwechsel zeigt,
daß sie dem
nicht abgeneigt,
was ein Paar
in Stimmung bringt
und das Beinquartett
beschwingt . . .

Schließlich spielt
zur Abschiedstour
er den Postillon
d'amour –
und befördert,
wohlverpackt,
den persönlichen
Kontakt.

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Fliegender Aufklärer

Der in seiner Art unübertroffene sowjetische schwimmfähige Achtrad-SPW wird auch als Trägerfahrzeug für gelenkte Panzerabwehrraketen oder andere technische Kampfmittel eingesetzt. Auf einer speziellen Startvorrichtung können beispielsweise unbemannte ferngesteuerte Flugkörper für Aufklärungszwecke mitgeführt und zum Einsatz gebracht werden (siehe Abbildung). Die Flugkörper haben einen Kolbenmotor, sind mit Kameras ausgestattet und gleiten nach Beendigung des Auftrages an einem Fallschirm zu Boden. Ihr Aktionsradius liegt in mittleren Grenzen.



Zwillingsflak für Finnland

Die bekannte sowjetische Zwillings-Fla-SFL ist auch in der finnischen Armee eingeführt worden. Finnland orientiert sich stark auf die zuverlässige und moderne sowjetische Bewaffnung.

Fliegender Kran

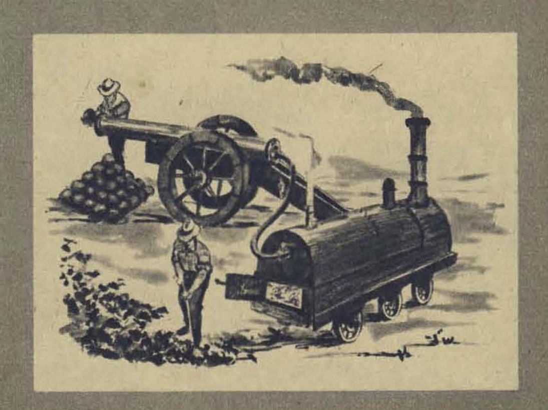
Der schwere Hubschrauber S-64 des amerikanischen Konstrukteurs Sikorsky, steht seit einiger Zeit in Erprobung. Der S-64 ist der einzige Typ dieser Gattung in den westlichen Ländern, der schwere Lasten (Großgeräte, Kfz., Bauelemente u. a.) transportieren kann. Der Kranhubschrauber erreicht eine maximale Geschwindigkeit von 230 km/h. In der Sowjetunion läuft die Serienherstellung des Großhubschraubers Mi 6 auf vollen Touren. Mit dem Mi 6 können Lasten von über 15 t Masse bzw. 120 Personen befördert werden. Seine maximale Geschwindigkeit beträgt 350 km/h.

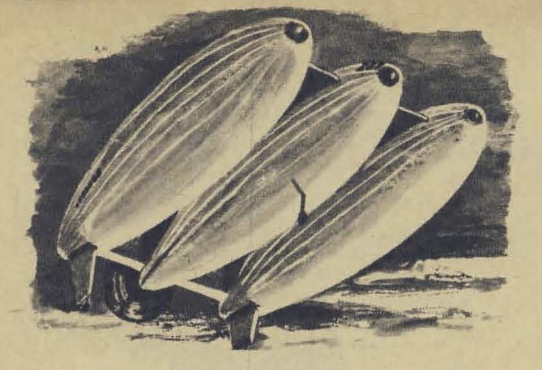


Kanonier mit Kohlenschaufel

Brauchte man je zum Schießen Kohle? Natürlich, Holzkohle beispielsweise, zur Herstellung von Schwarzpulver – das ist seit Berthold Schwarz keine Neuigkeit. Allerdings sollte doch wohl ein Kanonier damit unmittelbar weniger zu tun haben. Schließlich bekam er auch schon vor hundert Jahren Kugeln und Pulver fertig geliefert.

„Was heißt hier Pulver", sagte jedoch seinerzeit Mister Thomas Winans aus Baltimore verächtlich. „Das Zeitalter der Dampfmaschine ist angebrochen!" Und er machte sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an die Konstruktion eines Geschützes, bei dem die Dampfkraft das Geschoß aus dem Rohr treiben sollte. Welches Kaliber diese seltsame Kanone hatte, ist nicht bekannt. Ihre Funktionsweise sollte jedoch nach Winans Vorstellungen recht einfach sein. Sie wurde mit einem Geschoß – selbstverständlich ohne Kartusche – geladen und das Rohr anschließend hinten verriegelt. Unmittelbar hinter dem Verschluß befand sich eine kleine Öffnung, durch die der Dampf einschießen konnte. Ob das Monstrum jemals erprobt wurde, konnte der Chronist nicht ergründen. Jedenfalls blieb dem Erfinder bleibender Ruhm versagt. Welche Armee hätte wohl auch mit solch riesigen und nahezu unbeweglichen Dampferzeugungsanlagen operieren können, die nötig gewesen wären, um einigermaßen brauchbare Schießergebnisse zu erreichen. Abgesehen von dem verräterischen Qualm und Dampf über der Feuerstellung – und abgesehen auch von den in ihrem Waffenstolz ernstlich verletzten kohleschaufelnden Kanonieren. *H. G.*



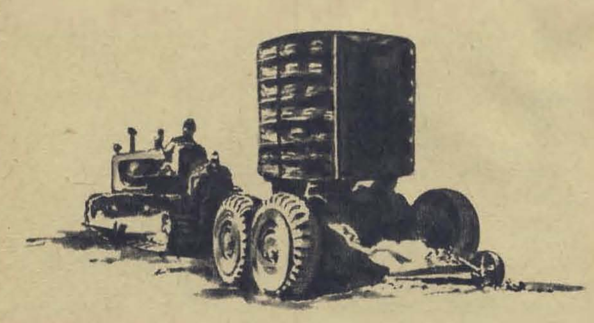


Tripelin, Luftschiff der Zukunft?

Daß das starre Luftschiff wieder aktuell wird, konnten wir bereits berichten (siehe AR 10/63). Gegenwärtig arbeiten Fachleute in New Jersey (USA) an einem Modell mit drei Rümpfen, einem sogenannten „Tripelin".

Die Rümpfe sind 25 m lang, haben 5,1 m Durchmesser und sind durch Profilflächen verbunden. Der mittlere Rumpf trägt das Triebwerk mit der Druckschraube. Das Luftfahrzeug soll rund 100 km/h erreichen.

Riesenminenleger



Ein automatischer Minenleger für die Pioniertruppen der US-Armee ist kürzlich erprobt worden. Das Gerät gleicht einem tonnenförmigen Behälter, der 150 Panzerminen faßt und von einem Raupenschlepper gezogen wird. Über eine Rutschbahn gleiten die Minen zur Erde, wo sie offen oder verdeckt gelegt werden. Theoretisch soll das Gerät 450 Minen pro Stunde verlegen können.

Jeep mit taktischen Raketen

Während einer Militärparade im vergangenen Jahr wurden in Tokio taktische Raketenwaffen kleineren Kalibers (ähnlich der sowjetischen Raketengeschosse der „Katjuscha") vorgeführt. Die Startanlagen – zwei Leitschienen – waren auf einem geländegängigen Jeep montiert. Die Geschosse lagern auf der Oberseite der Schiene und haben ziemlich große Leitflächen.

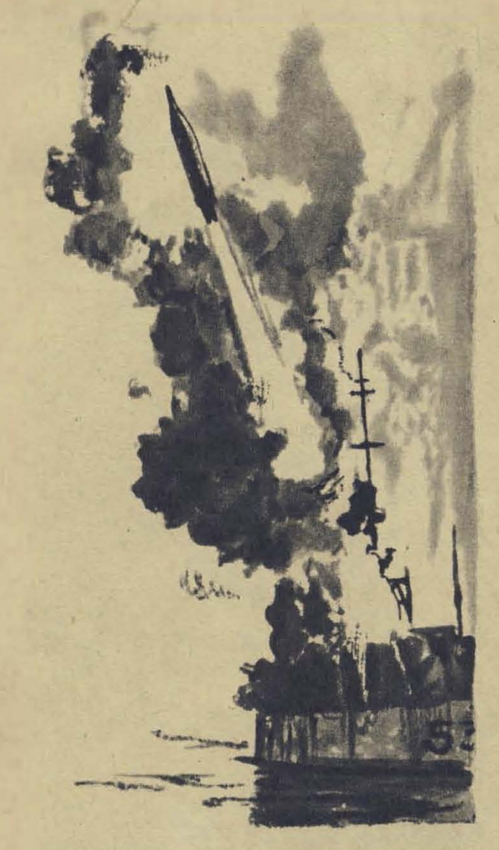
Spezialfahrzeug T 180 A

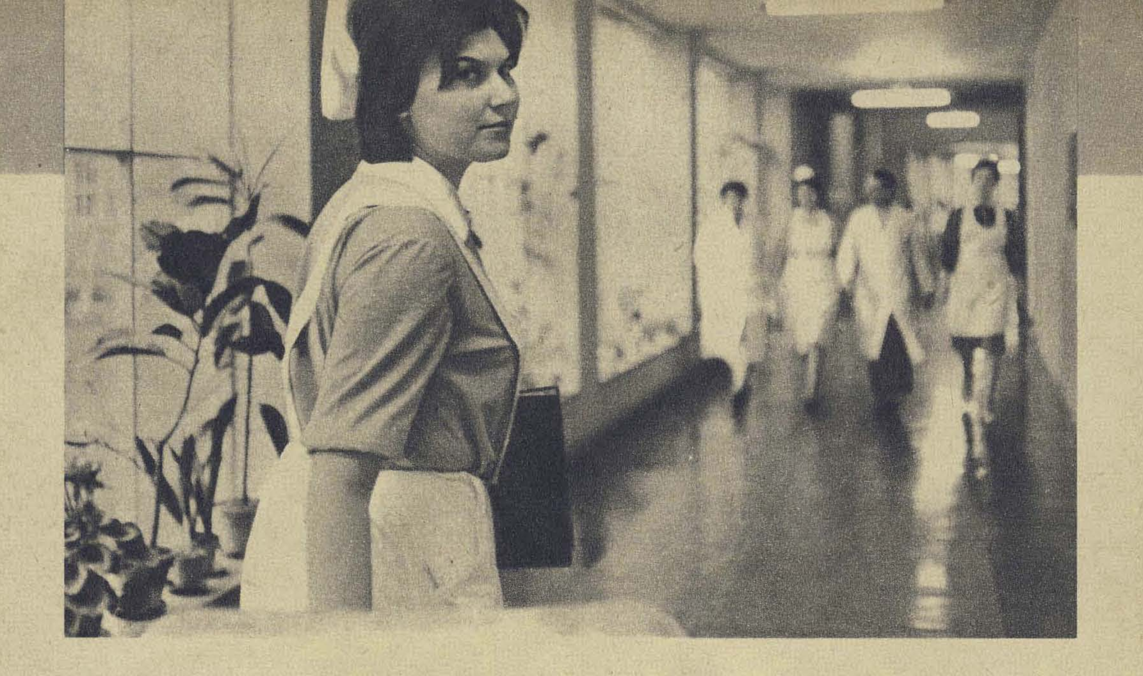
Eine Neuheit auf dem Gebiete der modernen Baumaschinen brachte die tschechoslowakische Industrie auf den Markt. Es handelt sich um ein Spezialzugmittel, das die Typenbezeichnung T 180 A trägt. Das geländegängige Fahrzeug ist vielseitig verwendbar. Als Dumper gebraucht, faßt seine Kippmulde 12 m^3. Weiterhin kann es als Schraper, Bergungsfahrzeug bzw. Zugmittel für schweres Gelände genutzt werden. Ein Spezialgelenk verleiht dem Fahrzeug gute Wendeeigenschaften. Alle Arbeitsgänge können hydraulisch gesteuert werden.



„Garibaldi" startete „Polaris"

Bei den letzten Manövern der italienischen Armee und Flotte wurde vom Kreuzer „Guiseppe Garibaldi" eine amerikanische „Polaris"-Rakete gestartet.





Hurra-

Ein Königreich für ein Rezept!

Nicht etwa für solch eins, worauf man Schlaftabletten bekommt oder sonst irgendein Medikament. Nein, für ein Rezept, wie man zu einem Überweisungsschein kommt und mit diesem ins Zentrale Armeelazarett.

Ernst Gebauer zwickte mich hier, ich ihn da – Rücken, Herz, Brust, Leber, Milz, Magen, Galle ... Alles ohne Befund, was die Schmerzen betrifft, die wir bei unseren gegenseitigen Diagnostik-Versuchen (nicht) empfanden.

Und so blieb uns nichts anderes übrig, als einen Professor zu konsultieren. Daß wir dabei an Oberst Prof. Dr. med. habil. Gestewitz gerieten, den Leiter des Zentralen Armeelazaretts in Bad Saarow, war mitnichten Zufall, sondern berechnende Absicht.

Unverfroren, wie es Magaz(y)niker nun einmal sind, fragten wir ihn, was er denn so alles zu bieten habe – an medizinischen Einrichtungen, versteht sich. Und prompt trat ein, was wir befürchtet: Die Qual der Wahl. Medizinische Klinik, orthopädische, HNO, gynäkolo ... (Schaltet aus. Für Männer höchstens dann etwas, wenn sie Vater werden; haben wir hinter uns.) – weiter: Haut- und Augenklinik, chirurgische, neurologische ...

Da wir jedoch irgendwo beginnen mußten, taten wir es dort, wo es jeder der etwa 50 000 Patienten tat, die hier stationär behandelt wurden – in der Aufnahme.

Die Aufnahme war freundlich, ebenso auch die Schwester und der blumendekorierte Mittelgang, durch den sie uns per Kranken„schiebe" zu Rosemarie Heide bugsierte. Sie kam uns auf ihre Weise, nämlich röntgenologisch. „Tiief einatmen, bitte!" Ich atmete tief und ein – klick, schon war mein Brustkorb auf die Platte gebannt. Frau Heides „Spezialität" war ich allerdings nicht, denn das sind Schichtaufnahmen mit sieben Filmen in der Kassette. Da bei mir, gottlob, kein Tbc-Verdacht bestand, konnte sie darauf verzichten, meine Lunge in Zentimeterabständen mit jenem Spezial-Röntgengerät abzutasten, auf daß sich Tiefe und genauer Standort des Krankheitsherdes den prüfenden Augen des Facharztes offenbare.

Auf zur nächsten Abteilung. HNO.

Wer weiß, vielleicht entdeckt der Professor, er ist zugleich auch Chefarzt der Hals-, Nasen-, Ohrenklinik, hier etwas an uns? Einfältig wie ich war, hatte ich ihm von Schwindelgefühlen, tanzenden Kreisen und Sterne-Sehen berichtet.

... mit einer Umdrehung pro Sekunde wirbele ich im Elektrodrehstuhl des Nystagmographen, die Schaffrathbrille auf der Nase, im Kreis her-

wir sind gesund!

Mit Schwester Carmen

per Kranken„schiebe" durch den Mittelgang, vom Bildreporter aus der Warte des Liegenden gesehen. Übrigens, außer den Patienten haben die Schwestern-Brigaden auch die reich geschmückten Blumenfenster dieses etliche hundert Meter langen Verbindungsganges in persönliche Pflege genommen . . .

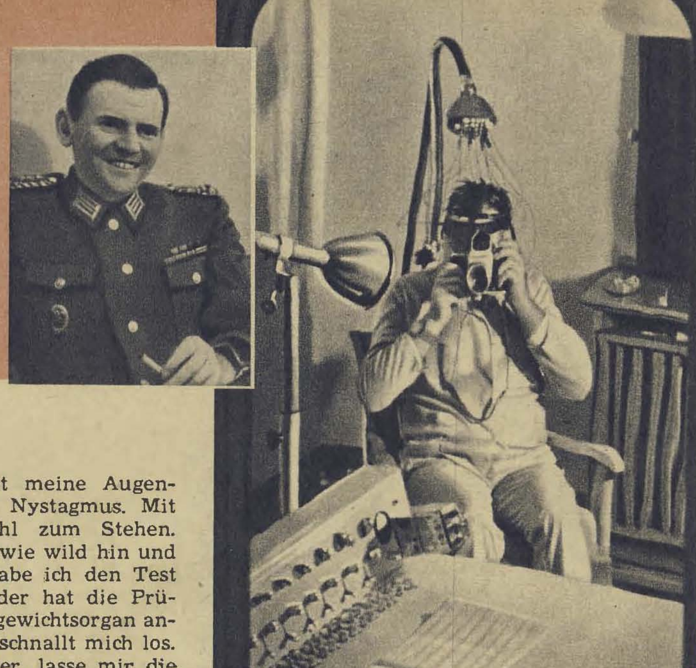


„Tief einatmen, bitte!"

hieß es in der Röntgenabteilung der Medizinischen Klinik, mit drei Stationen und einer Infektionsabteilung die größte des Lazaretts. Geröntgt wird aber nicht nur hier. Ähnliche Abteilungen, teils mit besonderen Spezialgeräten, gibt es auch in der HNO-Klinik, bei den Chirurgen und Orthopäden . . .

Unter der Haube

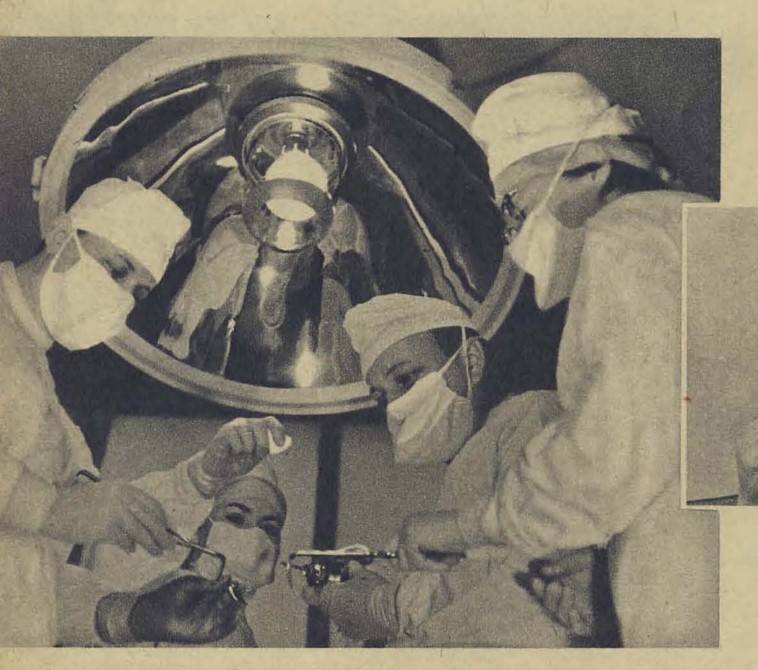
des EEG fotografierte der Bildreporter sich zum Vergnügen des Professors einmal selbst. „Zur stationär-klinischen Behandlung komplizierter oder schwer erkennbarer Fälle – unsere Hauptaufgabe im Gesamtrahmen der Nationalen Volksarmee – benötigen wir modernste technische Hilfsmittel. Der Elektro-Encephalograph ist eins von vielen . . .“



um. Eine Automatik zeichnet meine Augenbewegungen auf, eben den Nystagmus. Mit einem Ruck kommt der Stuhl zum Stehen. Meine Augen flattern, zucken wie wild hin und her, sind weit aufgerissen. Habe ich den Test ohne Befund überstanden? Oder hat die Prüfung ergeben, daß mein Gleichgewichtsorgan angegriffen ist? Die Assistentin schnallt mich los. Erleichtert klettere ich hinunter, lasse mir die Kurve zeigen und höre mit Freude die Diagnose: o. B. . . .

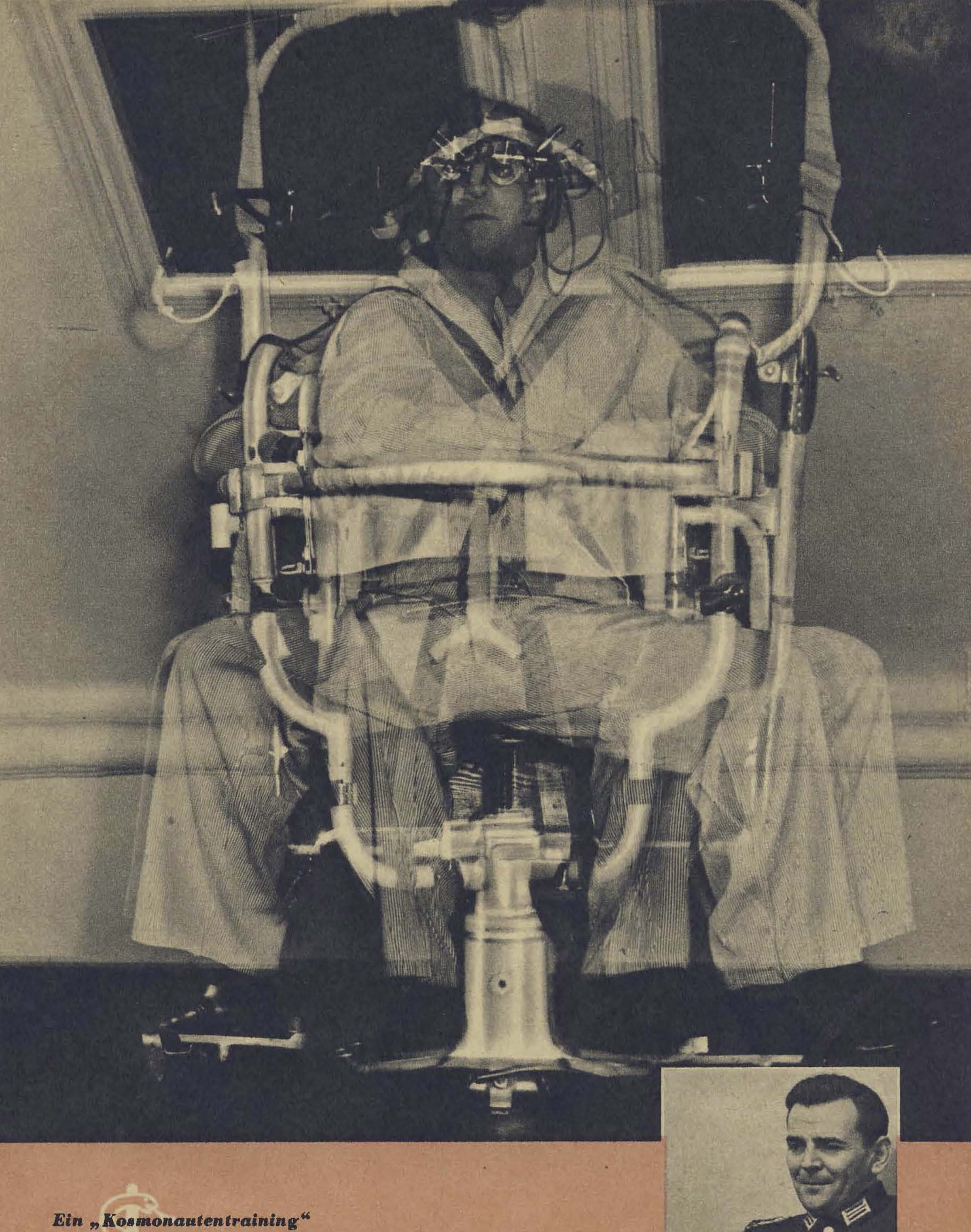
Hinterher genehmigte ich mir schnell erst einen Fünf-Stern-Kognak, um den (Sternen)Kreis wieder zu schließen. Doch statt neuer Sterne sah ich meinen Bildreporter-Kollegen plötzlich blaß werden. „Was ist dir?“ – „Kopfschmerzen, wie verrückt!“

Da hilft Hauptmann Dr. Fanter – riet uns eine vorbeikommende Schwester. Ergo gingen wir in die Neurologie, wo Ernst Gebauer mit tatkräftiger Hilfe des Chefarztes sogleich unter die Haube gebracht wurde. Anscheinend gefiel es ihm ganz gut darunter, denn er war mit einem Mal wieder mopsfidel und verlangte nach dem



Auf dem Operationstisch

der Orthopädie lag Ernst Gebauer. Der Mann mit dem Bohrer in der Hand ist Oberst Medizinalrat Dr. Liphardt. „Er gehört hier im Zentralen Armeelazarett zu den Aktivisten der ersten Stunde. Ungefähr an die neunzig Prozent unserer Patienten sind Armeeangehörige – vom Soldaten, Flieger und Matrosen bis zum General . . .“



Ein „Kosmonautentraining"

absolvierte K. H. Freitag auf dem Elektrodrehstuhl des Nystagmographen. Dieses Gerät wurde von einem Kollektiv unter Leitung des Professors derart vervollkommnet, daß es heute einzig dasteht in der Welt. „Gegenüber den anderen Geräten dieser Art registrieren wir nicht nur die horizontalen, sondern die Augenbewegungen in jeder Richtung. Und außerdem nicht nur die Bewegungen eines Auges, sondern beider . . ."

Fotoapparat. Folglich zeigte auch das Elektro-Encephalogramm, mit dem, millionenfach verstärkt, die Bioströme des Gehirns gemessen werden, eine völlig normale Reaktion.
So verabschiedeten wir uns von Dr. Heinz Fanter. Doch wohin nun? Ernst hatte eine Idee: „Unters Messer!"
In der Orthopädie schlossen wir ein Komplott mit OP-Schwester Monika. Während sich Oberst Medizinalrat Dr. Liphardt mit seinen Assistenten zur Operation fertigmachte, kroch mein Fotomann leise auf den OP-Tisch. Zum Glück verstand der „Chef" Spaß und jagte uns nicht davon, als ihn statt des erwartungsvollen Blickes eines seiner Patienten der Elektronenblitz des Magazin-Reporters traf...
Am 11. März 1954, genau nachts um 01.30 Uhr, nahm Genosse Dr. Liphardt die ersten drei Patienten des eben gegründeten Lazaretts der bewaffneten Kräfte in Empfang. Seitdem erhielten allein in seiner Klinik 21 800 Menschen fachärztliche Hilfe, 2500 davon in stationärer Behandlung. Durchschnittlich bleibt heute jeder Patient 29,5 Tage in Saarow, wobei summa summarum 36 Mark pro Tag für ihn ausgegeben werden. Hervorragend ist besonders auch die kulturelle Betreuung: Musik- und Rätselsendungen im Hausfunk, Büchereien in jeder Station, ebenso gemütliche Clubräume. Und wer schon aufstehen darf, kann im Park spazierengehen, sich die Gastspiele des Frankfurter Kleist-Theaters anschauen oder ins Kino gehen. Da dort gerade ein toller Krimi lief, hätten wir es auch gern getan. Aber Genosse Dr. Liphardt hatte uns bereits ein „Unterwasser-Rendezvous" mit Brigitte Kläber vermittelt, der charmanten Krankengymnastin aus der Bäderabteilung.
Trotz 2 atü Wasserdruck – es war schöner als im Kino, zumal wir nach dieser letzten Station unseres Saarower Lazarettbummels erfreut sagen konnten: „Hurra, wir sind gesund!" So bleibt uns nur noch ein Wunsch: Daß es den Saarower Ärzten und Schwestern auch weiterhin gelingen möge, alle Patienten erfolgreich zu behandeln und ihnen eben diesen beglückenden Ausruf zu entlocken...

Ein „Unterwasser-Rendezvous"

mit Brigitte Kläber in der weitläufigen, modernen Bäderabteilung. Lächelnd drohte uns der Professor mit dem Finger: „Natürlich hat sich das Soldatenmagazin wieder das Attraktivste ausgesucht, gleich mit Bikini. Hoffentlich habt ihr dabei nicht vergessen, euch den Turnsaal für Heilgymnastik anzusehen oder die Sauna oder die Bestrahlungskabinen..."



Auf der Erde sind es nur Problemchen

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

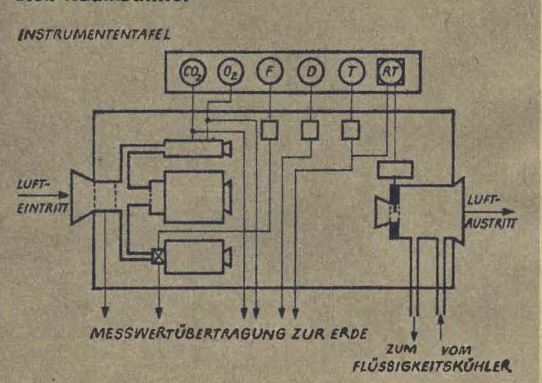
Sorgfältig in seinen hermetischen Raumanzug „verpackt", schreitet ein Kosmonaut zum Aufzug am Startgerüst eines gewaltigen Trägerraketensystems, das ihn bald in den kosmischen Raum hinaustragen wird. Noch ist das „Visier" seines Helmes offen, und man sieht den Raumpiloten die letzten Worte mit seinen Betreuern wechseln. Dann wird er auf dem gepolsterten Konturensitz der Weltraumkabine „verstaut" und sein Schutzanzug an ein ganzes System verschiedener Kabel und Leitungen angeschlossen. Die Helfer schließen die Einstiegluke der Kabine. Und dann heißt es für den Mann in ihrem Innern Ruhe zu bewahren und sich auf den Start zu konzentrieren, der den Auftakt zu seinem Vorstoß in eine ungewöhnliche Umwelt bilden wird.
Es ist unbestritten das höchste und zweifellos auch packendste Ziel der Raumfahrtforschung, dem Menschen selbst die unmittelbare Teilnahme an der Erschließung des kosmischen Raumes und fremder Himmelskörper zu ermöglichen. In der „klassischen" Zeit der Astronautik, also etwa vor 1930, war es sogar ein fast unentbehrliches Attribut aller Veröffentlichungen über die Perspektiven des Weltraumfluges, ausschließlich bemannte Raumfahrzeuge in den Mittelpunkt der Betrachtungen zu stellen. Die Pioniere des Raumfahrtgedankens träumten in immer neuen Varianten von Expeditionen zum Mond und zu anderen Planeten. Sie sahen schon ganze „Mondstädte" entstehen oder große wissenschaftliche Stützpunkte, mit vielköpfigen Besatzungen als Großsatelliten um die Erde kreisen. Abhängig von den damals noch sehr mangelhaften praktischen Erfahrungen über die dabei anzutreffenden Umweltverhältnisse, ging man allerdings über biologische Raumflugprobleme meist mehr oder weniger großzügig hinweg.

Wir leben nun schon einige Jahre im Zeitalter der praktischen Raumfahrt. Der Mensch beginnt sich im Kosmos oder, genauer gesagt, außerhalb seiner gewohnten Erdoberflächenumwelt zu bewegen. Die neuen Umweltverhältnisse sind aber völlig anders als die normalen irdischen. Deshalb bedurfte es immerhin eines ganzen neuen Zweiges der Biowissenschaften um alle Voraussetzungen für Weltraumexpeditionen zu schaffen. Diese neue Zweigwissenschaft ist die Raumfahrtbiologie, auch Bioastronautik genannt. Unter Ausnutzung zahlreicher speziell für diesen Zweck entwickelter Verfahren und technischer Lösungen strebt sie das Ziel an, den Teilnehmern an Weltraumflügen hinsichtlich ihrer biologischen Existenz maximale Sicherheit zu gewährleisten. Das klingt einfach, bedeutet aber in der Praxis eine Fülle schwierigster Aufgaben. Die Ursachen dafür sind leicht einzusehen. Die auf den menschlichen Organismus bei Raketen- und Raumflügen einstürmenden Einflüsse sind sehr mannigfaltiger, vor allem aber sehr ungewöhnlicher Art. Man denke nur an die schon oft beschriebenen Effekte des Beschleunigungsandrucks, der Schwerelosigkeit oder der hermetischen Isolation vom Außenraum. Die mehrfach gezeigten Foto- und Filmdokumente über alles, was mit Andruckbelastungen (Zentrifugen- und Raketenschlittenversuche) und Schwerelosigkeit (Parabelflüge, Fernsehaufnahmen aus Raumschiffen) zusammenhängt, sind zweifellos außerordentlich eindrucksvoll. Sie haben allerdings in weiten Kreisen vielfach den Eindruck entstehen lassen, als seien Andruck und Schwerelosigkeit die schwerwiegendsten und alles beherrschenden Probleme des bemannten Raumfluges, und ihre Lösung bedeute das endgültige Fahrt-Frei-Signal für Raumexpeditionen beliebiger Zeitdauer. Dieser Schluß ist jedoch trügerisch. Es gibt vielmehr noch unzählige andere raumfahrtbiologische Probleme, die äußerlich zwar weniger effektvoll, dafür aber von nicht geringerer Bedeutung sind.

Man braucht nur selbst einmal bis in kleinste Details darüber nachzudenken, was eigentlich alles dazu gehört, einem oder gar mehreren Menschen über Tage, Wochen oder Monate hinaus den Aufenthalt in einem recht engen, hermetisch abgeschlossenen Raum zu ermöglichen. Wie man bald merken wird, spielen dabei nicht nur solche Dinge wie die Atemluftregeneration (Entzug von Kohlendioxyd, Zufuhr von Sauerstoff) oder die Temperaturregelung der Kabinenatmosphäre eine grundlegende Rolle. Es sind

vor allem zahllose, unter normalen irdischen Bedingungen fast belanglose Problemchen. In einer abgeschlossenen Raumkabine werden sie jedoch zu handfesten Problemkomplexen. Als Beispiel genügen schon die Fragen der Körperhygiene. Wie kann der wochen- oder monatelang eingeschlossene Raumfahrer sein Reinlichkeitsbedürfnis befriedigen? Mund- und Hautreinigung, Haarpflege und Wäschewechsel werden bei der auch in Zukunft außerordentlich begrenzten Nutzmassekapazität eines Raumschiffes und durch gewisse Nebeneffekte (z. B. verminderte oder fehlende Schwerkraft) zu recht beachtlichen Problemen. Badewannen oder auch nur Waschanlagen mit fließendem Wasser werden für Raumfahrer Wunschtraum bleiben müssen. Abgesehen von den aus Sicherheitsgründen zeitlich sehr begrenzten Möglichkeiten zur völligen Entledigung des Schutzanzuges, spielt vor allem der Zwang zur sparsamsten Anwendung des im wörtlichen Sinne sehr ins Gewicht fallenden Wasservorrates die ausschlaggebende Rolle. Wasser wird in Raumschiffen immer genau so kostbar sein wie die Atemluft. Unausnutzbare größere Schmutzwassermengen sind bei länger andauernden Raumflugunternehmungen ein absolut unökonomisches Beiwerk.

Schema der Luftaufbereitungsanlage der Wostok-Raumschiffe.



Die Luft tritt durch einen Ventilator in die Anlage ein, wird chemisch regeneriert und staubfrei gefiltert. Eine Instrumententafel zeigt den Kohlendioxyd- und Sauerstoffgehalt der Kabinenluft an.

Für Reinigungszwecke wird man daher nach Ausweichlösungen suchen müssen, die mit einem Minimum an Flüssigkeit auskommen (Trockenreinigungsmittel, präparierte Tücher und Wäsche). Selbstverständlich hat dies zur Voraussetzung, daß die Raumanzüge der Kosmonauten auch beim Flug entsprechend geöffnet werden können. Durch spezielle Schnellverschlüsse (Reißverschlußbasis), die allerdings auch unbedingt einen hermetischen Wiederverschluß garantieren müssen, kann dieses Problem heute schon befriedigend gelöst werden. Dieses Verfahren gibt den Raumfahrern übrigens auch die Möglichkeit, ihre Ausscheidungen an entsprechende Aufnahmevorrichtungen abzugeben. Gegenwärtig werden dazu meist speziell präparierte Beutel benutzt, später wird man jedoch zu vollkommeneren Anlagen übergehen, die an das Abwasseraufbereitungssystem angeschlossen sind. Der Vorgang der Ausscheidung selbst bereitet auch im schwerelosen Zustand nicht mehr Probleme als unter irdischen Normalbedingungen.

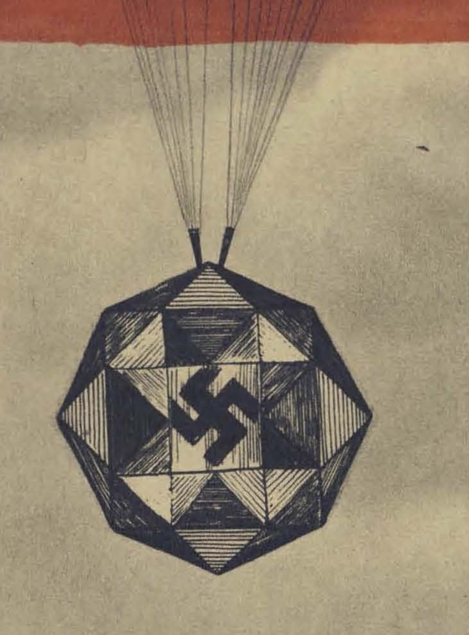
Es wurde soeben von einem Wasseraufbereitungssystem gesprochen. Dabei handelt es sich um eine Anlage, die mit dem Start-Wasservorrat einen immer währenden Kreislauf aufzubauen gestattet, und in der zu diesem Zweck das gesamte Verbrauchswasser vornehmlich zu trinkbarem Frischwasser aufbereitet wird. Die aus dem Atemkreislauf, aus der Körpertranspiration sowie aus den Ausscheidungen anfallenden beträchtlichen Flüssigkeitsmengen stellen die Hauptlieferanten für den Kreislauf dar. Dieses Verfahren ist durchaus nicht so ungewöhnlich oder gar befremdend, wie es zunächst erscheinen mag. Immerhin liegt ja auch unserem irdischen Wasserkreislauf tatsächlich und in letzter Konsequenz kein anderer Mechanismus zugrunde.

Diese Probleme eines internen Kreislaufaufbaues mit hygienischer Aufbereitung ergeben sich übrigens auch bei der Regeneration der Atemluft in einem Raumschiff. Die Ansammlung von Ausdünstungen und störenden Geruchsbeimischungen könnte für einen Daueraufenthalt in hermetischen Räumen in physischer und psychologischer Hinsicht unter Umständen sogar schwerwiegende Folgen haben. Als Lieferanten für derartige „Duftbildungen" kommen einmal der Mensch selbst, vor allem aber die Materialien, Anstriche und Schutzüberzüge der technischen Einrichtungen des Raumschiffes in Frage. Man denke nur an die beim Betrieb verschiedener elektrischer oder speziell hochfrequenztechnischer Geräte freiwerdenden „Ampere"-Gerüche. Aber auch mit stärkeren Körperausdünstungen behaftete Menschen dürften für Einsätze bei länger andauernden Raumflugunternehmungen vorläufig nicht gerade die geeignetsten Partner in mehrköpfigen Besatzungen sein. So zeigt sich also, daß auf dem Weg zum bemannten Raumflug noch unzählige „kleine" Probleme berücksichtigt werden müssen, die vielleicht manchmal recht nebensächlich erscheinen mögen, aber dennoch wichtig sind.



Eine hübsche Krankenschwester und ein Rotkreuzhelfer mit allerlei Medikamenten ausgerüstet standen an jenem 11. Dezember 1963 im Gerichtssaal des malerischen Schwarzwaldstädtchens Calw bereit, als der Vorsitzende das erste Urteil in einer Serie von Prozessen sprach. Die diensthabenden Samariter sollten dem angeklagten Gefreiten Dieter Raub, Ausbilder aus der Nagolder Fallschirmjäger-Ausbildungskompanie 6/9 bei eventuellen Schwächeanfällen oder Weinkrämpfen beistehen. So viel Humanitätsduselei auf einem Haufen hatten die Opfer des Angeklagten nie kennengelernt. Doch da wartete noch jemand – der ehemalige Kompaniechef der 6/9, Oberleutnant Schallwig. Und als der Angeklagte nach der Urteilsverkündung den Gerichtssaal verlassen durfte, entspann sich folgender Dialog:
Schallwig: „Komm, Raub!"
Raub: „Jawohl, Herr Oberleutnant!"

Diamantenschleifer



Schallwig: „Acht Monate!"
Raub: „Nicht viel . . ."
Schallwig: „Nicht viel für harte Männer!"
Was das für harte Männer sind, offenbarte sich vor den Schranken des Gerichts. Sie praktizierten ihren Leitspruch „Fallschirmjäger sind Diamanten, und Diamanten müssen geschliffen werden!" bis zum Geht-nicht-mehr. Einer dieser „Edelsteine" wurde geschliffen, bis er zum Stein des Anstoßes wurde. In den heißen Julitagen des Jahres 1963 war der Rekrut Gerd Trimborn auf einem Gewaltmarsch der 6/9 so lange mit Gewehrkolben vorwärts getrieben worden, bis er bewußtlos zusammenbrach. Für ihn kamen die hübschen Krankenschwestern, kam alle ärztliche Hilfe zu spät.
Und zu dem erschütternden Bild von Nagold gehören auch diese Mosaiksteinchen: Ein Rekrut ließ bei der Waffenausbildung aus Versehen eine Übungspatrone fallen. Raub befahl ihm bis zu einem 150 Meter entfernt liegenden Holzstoß zu laufen: im Entengang. Er mußte den Gang viermal machen. Denn dort lagen vier Holzstöße, und er hatte natürlich immer „den falschen" erwischt.
Auf den Rekruten Weidemann hatte es Raub besonders abgesehen. Dieser war völlig unmusikalisch. Bei Raub aber mußte er singen; allein, vor versammelter Mannschaft, im Flur, im Lehrsaal, beim Soldempfang. „Ich habe drei Freunde in der Kompanie", sagte Raub zu Weidemann, „zwei sind schon tot, der dritte sind Sie!" Als Raub erfuhr, daß Weidemann in





„Damit die Leute wissen, bei welcher Truppe sie überhaupt sind", sagte Kompaniechef Schallwig und ließ die Truppenunterkunft mit einem auch von der SS bevorzugten Edda-Spruch sowie mit Gemälden zieren, die das Massensterben in Eroberungsfeldzügen glorifizieren.

der Nähe Warschaus zur Welt kam, fragte er diesen: „Sind Sie überhaupt arisch?"

Und Raub ist nicht nur arisch, er ist offenbar ein Edelstein reinsten (faschistischen) Wassers, ein Prachtstück der Schleifkunst. Aber ist er auch eine – Rarität?

Dies sind einige Zeugenaussagen von jungen Leuten, die einst in den Fallschirmjägerkasernen der Bundeswehr, heute aber in der DDR zu Hause sind.

Kanonier Günter Bartels im 2. Fallschirmjäger-Artilleriebataillon 255 in Calw: „Wir machten einen längeren Marsch. Einen von uns, der nicht mehr konnte, hat der Unteroffizier Henschke das Bein gestellt. Er fiel hin und blieb liegen."

Hans-Peter Schütt, Stammeinheit 4. Fsch. Btl. 251 in Böblingen: „Als neue Kampfanzüge ausgegeben wurden, sagten die Offiziere: ‚Das sind genau die richtigen Anzüge, die sind warm, die brauchen wir, wenn wir nach Rußland kommen. Wenn wir die nur damals schon gehabt hätten . . ."

Stabsunteroffizier Hans-Jürgen Abraham, Fsch. Btl. 262 in Bergzabern: „Es ist an der Tagesordnung, daß einer, der im Unterricht auffällt, in einen Schrank muß und alle drei Minuten die Tür zu öffnen hat, um dreimal ‚Kuckuck' zu rufen."

Gefreiter Suwowski über die dritte Kompanie des Fsch. Btl. 252: „Der Spieß unserer Kompanie, Oberfeldwebel Schmeiß, verordnete besonders gern Toilettenwache. Da mußte der Bestrafte die ganze Nacht mit Waffe vor der Toilette Posten stehen."

Genug der Zeugen. Wie sagten doch Richter und Staatsanwalt im Prozeß gegen Raub? „Hier handelt es sich nicht um einen Prozeß gegen die Bundeswehr. Die zutage getretenen Vorfälle sind Ausnahmen." Oh, (un)-heilige (westdeutsche) Justitia, offenbar liegst du mit der Bundeswehr in einem Bett . . .

Der Raubs sind also viele. Bleibt die Frage, wo sie ihren eigenen Schliff erhielten. „Ich habe mit den Methoden gearbeitet, die man mir beigebracht hat. Ich bin schikanös ausgebildet worden, und weil ich eingesehen habe, daß es gut so war, habe ich es auch getan. Was ich erlebt habe, waren viel schlimmere Sachen, als sie mir hier vorgeworfen werden", sprach Raub. Und der Gerichtsvorsitzende mußte im Urteil zugeben: „Dem Angeklagten konnte nicht widerlegt werden, daß er so ausbildete, wie es ihm in seiner eigenen Rekrutenzeit beigebracht wurde."

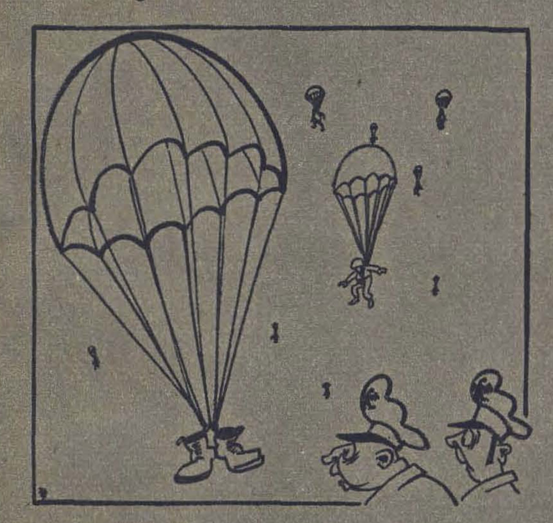
„Eigene Rekrutenzeit"? Raub ist heute 22 Jahre alt. 1945 zählte er drei oder vier Lenze. Die anderen Raubs gehören zur gleichen Generation. „Eigene Rekrutenzeit" – das war also nicht mehr die faschistische Wehrmacht, sondern die „demokratische" Bundeswehr.

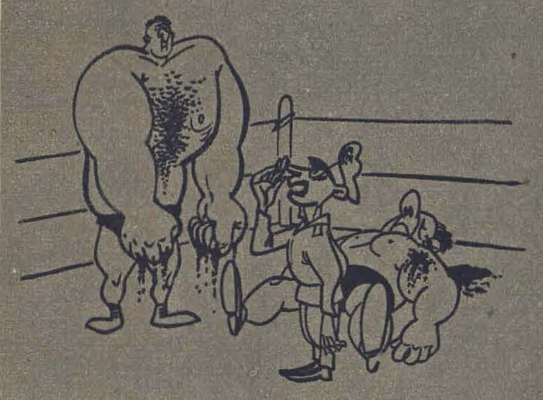
Raub selbst war auf der Bundeswehrspringerschule in Schongau. Wurde er dort mit der Nr. „125" angeredet? Wir wissen nicht, ob diese Nummer die seine war, aber wir wissen, daß diese von den Amis übernommene entmenschlichte Art der Anrede dort üblich ist.

Wir wissen auch nicht, ob Raub über einem aufgeklappten Taschenmesser Liegestütze machen mußte. Wir wissen nur, daß diese Art Liegestütze bei den westdeutschen Fallschirmjägern an der Tagesordnung ist und daß die Liegestütze, die Raub in Schongau pumpte, sogar weltpolitische Liegestütze waren.

„Auf der Springerschule hieß es auch für mich: Liegestütze pumpen; eine für Adenauer und eine für Chruschtschow, damals auch außerdem eine für Strauß."
Genau wissen wir auch, daß er auf dem Marsch gesungen hat: „Auf Kreta in Sturm und in Regen, da steht ein Fallschirmjäger auf Wacht..." Dieses faschistische Fallschirmjägerlied erklingt überall, wo die „Diamanten" geschliffen werden. Im Unterricht haben ihm dann alte Frontkämpfer über ihre Heldentaten im Krieg aufgeklärt, und wenn er nach Dienst ein Buch aus der Bibliothek las, hatte er vielleicht „Sie fielen vom Himmel", „Monte Casino", „Das Wunder von Kreta" in der Hand, die den gleichen Tenor hatten.
In Nagold erhielt Raub den eingangs erwähnten Oberleutnant Schallwig als Vorgesetzten. Vielleicht hatte Raub mit angehört, wie der einmal einen Reserveoffizier angebrüllt hatte: „Ich bin ein preußischer Offizier und werde auch aus Ihnen einen machen." Und vielleicht hat Schallwig auch ihm eine der französischen Zigaretten angeboten, die er von einem Urlaubsbesuch bei den französischen Fallschirmjägern mitgebracht hatte, verbunden mit bewundernden Worten über diese berüchtigten Faschisten.
Bei dieser Schule, die die vielen Raubs durchlaufen haben, soll man sich wundern, daß der Rekrut Trimborn in den Tod gejagt wurde? Selbst der Laie muß sich doch eher wundern, daß nicht noch mehr Trimborns ums Leben kamen! Wobei dieser Laie dann gewiß nicht weiß oder vergessen hat, daß die 1957 in die Iller getriebenen und dort ertrunkenen 15 Soldaten auch einer Fallschirmjägereinheit entstammten...
Ein jahrtausendealter Spruch der Urteilsfindung lautet: Cui bono? Wem nützt das? Erinnern wir uns des Ausspruchs, der in Böblingen fiel: „Das sind genau die richtigen Anzüge, die sind warm, die brauchen wir, wenn wir nach Rußland kommen. Wenn wir die damals schon gehabt hätten..."
Damit haben die Fallschirmjäger-Offiziere richtig übersetzt, was ihre Generale unter „Vorwärtsstrategie" verstehen. Aber dazu brauchen sie noch weit wichtigere Dinge als warme Westen; dazu brauchen sie und erziehen sie: junge Soldaten, mit altem Geist;
Menschen, die unmenschlich zu handeln bereit sind;
Ausbilder, die darüber nachdenken, wie sie den Rekruten das selbständige Denken austreiben können,
Fallschirmjäger, die über anderen Ländern vom Himmel fallen sollen, um deren Bewohner in den Himmel zu schicken,
Marschierer, die die braune Vergangenheit verehren und für die der Sozialismus ein rotes Tuch ist,
„Diamanten", so hart geschliffen, auch andere zu schleifen.
Aber die moderne Zeit hat noch härtere Dinge hervorgebracht, so harte, daß auch diese „Diamanten" daran zerbrechen würden. Dieser Stein der Weisen für alle Fragen unserer Zeit heißt: Sozialismus.


Psychologische Vorbereitung auf einen Ostfeldzug!

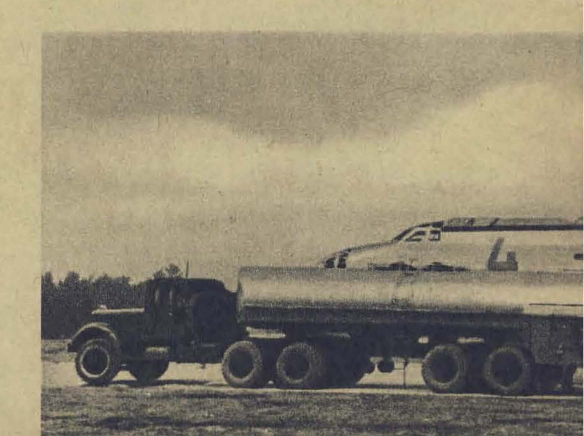

„Schon wieder einer in die sogenannte DDR abgehauen?"


„Verzeihung, Sie wären ein geeigneter Ausbilder für uns in Nagold!"

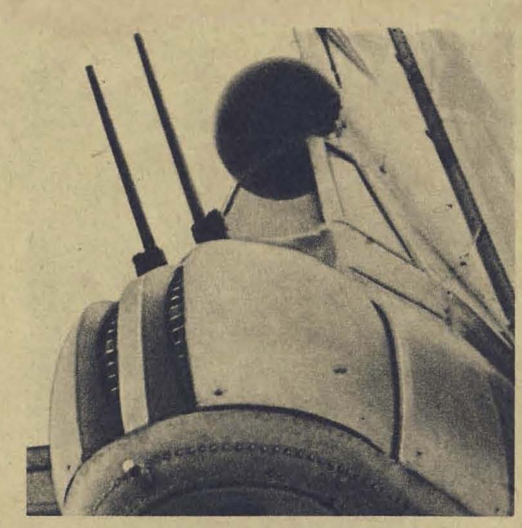
AR-Korrespondent
Oberst A. F. MALKOW,
Moskau

FLÜGEL unter dem

Emsiges Treiben herrscht auf dem Flugplatz. Moderne Bombenflugzeuge vom Typ TU-16 werden für die nächste Kampfaufgabe vorbereitet. Allerdings – nirgendwo ist auch nur eine Fliegerbombe zu sehen. Die Klappen der Bombenschächte sind geschlossen. Dafür schieben jetzt Soldaten zwei Flugkörper, die wie verkleinerte Ausgaben eines schnellen-Strahljägers aussehen, an eine der mächtigen Maschinen heran. Es sind Flügelgeschosse. Wenig später hängen sie schon unter den Tragflächen des Bombers, oder ge-





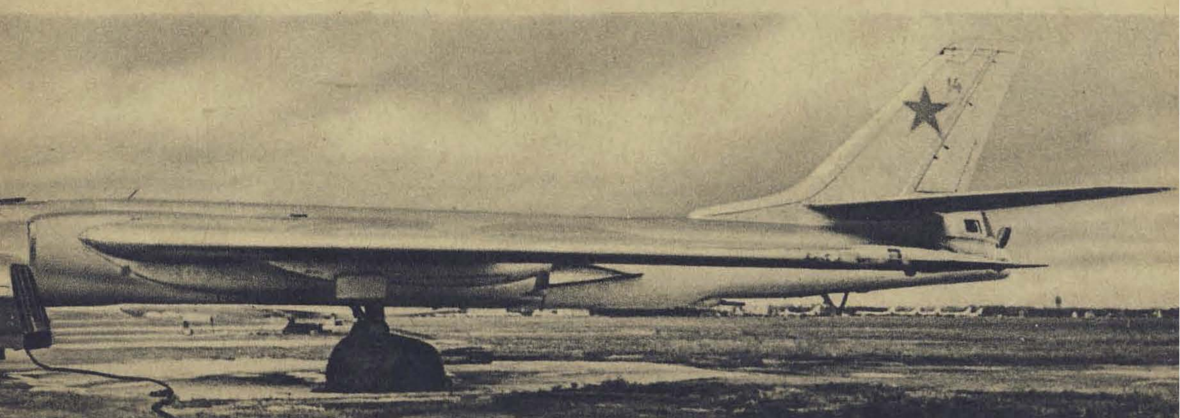


Zur Bewaffnung der TU-16 gehören radargesteuerte Maschinenkanonen. Zwei davon befinden sich im Heckstand.

nauer gesagt, des Raketenträgers, denn von einem Bomber im alten Sinne kann man nicht mehr sprechen.
Was ist der Grund für diese Veränderung?
Im letzten Krieg verloren die Bomberverbände, soweit sie die Luftabwehr durchbrochen hatten, etwa 20 bis 25 Prozent ihrer Maschinen. Unter den Bedingungen der modernen Luftverteidigung würden ihre Verluste beträchtlich höher sein. Deshalb baut man heutzutage Bombenflugzeuge, die ihre Sprengkörper noch weit vom Ziel entfernt einsetzen können. Diese raketentragenden Flugzeuge besitzen starke Funkmeßmittel und können auf weite Entfernung selbst solche Ziele noch ausmachen – einschließlich beweglicher – die von Bodenstationen aus kaum noch feststellbar sind. Sie sind weiterhin, bei genügend großem Aktionsradius, in der Lage, ihre Lenkgeschosse aus den Richtungen abzufeuern, in denen sich die schwächste Luftabwehr befindet. Im Unterschied zu Boden-Boden-Raketen kann bei raketentragenden Flugzeugen noch



Eine beträchtliche Menge Treibstoff schlucken die Tanks des Raketenträgers. Doch das Flugzeug hat ja auch weite Entfernungen zu überbrücken.



während des Fluges die Aufgabe präzisiert oder sogar völlig umdisponiert werden. Und nach ihrer Rückkehr können ihnen weitere Gefechtsaufgaben übertragen werden, während die Antriebsstufen von Boden-Boden-Raketen sich in der Regel nur einmal verwenden lassen.

Da die Bordrakete von ihrem Trägerflugzeug bereits eine hohe Geschwindigkeit „mitbekommt“ – bei einigen der 1961 in Tuschino gezeigten sowjetischen Maschinen mehr als doppelte Schallgeschwindigkeit –, kann ihr Antriebssystem kleiner sein. Es ist auch billiger in der Herstellung. Die Rakete wird meist in großer Höhe gezündet, um ihre Reichweite maximal zu nutzen. Das Trägerflugzeug verfügt über ein Navigationssystem, das genaue Angaben über Standort, Höhe und Geschwindigkeit liefert. Eine kybernetische Rechenmaschine verarbeitet diese Daten sowie Angaben über das Ziel und über die auf das Ziel zufliegende Rakete. Sie registriert eventuelle Abweichungen, errechnet die notwendigen Korrekturen und wirkt mittels Signalen auf die Steuerungsorgane der Rakete ein, bis diese sich wieder auf der vorherbestimmten Bahn befindet. Bei unmittelbarer Annäherung des Lenkgeschosses an das Ziel wird das Zielsuchsystem eingeschaltet, um größte Treffwahrscheinlichkeit zu erreichen.

Raketentragende Bombenflugzeuge sind selbstverständlich kein Ersatz für Interkontinentalraketen, wie amerikanische Zeitungen ihren Lesern gern glaubhaft machen möchten. Aber im Zusammenwirken mit den vielfältigen Raketensystemen sind sie ein Kampfmittel von großer strategischer Bedeutung.



▲ **Zwei leistungsstarke Turbinenluftstrahltriebwerke, die links und rechts am Rumpf angebracht sind, lassen die TU-16 im Horizontalflug Geschwindigkeiten bis zu Mach 1 erreichen.**

◀ **Ein fernlenkbares Flügelgeschoß für den Raketenträger. Die TU-16 kann entweder mit Bomben oder mit zwei von diesen Geschossen ausgerüstet werden. Sie hängen unter den Tragflächen.**

Der Umweg

VON SIEGFRIED DIETRICH

Morgen also kam Guske, Guske, der ihm gestohlen bleiben konnte! Von morgen an wird er mit Werner Guske in einer Stube wohnen und mit ihm in einem Panzer sitzen. Er wird auf Guske angewiesen sein und Guske auf ihn. Und er sollte nun tun, als sei nichts gewesen. Jeder erwartete das von ihm. Die Genossen hatten gut reden von wegen Kampfkollektiv, Pflichterfüllung und so weiter. Ich möchte einmal sehen, wie sie sich an meiner Stelle verhielten, dachte der Stabsgefreite Rönisch. Kluge Worte gebrauchen, das konnte er ebenfalls, die Wirklichkeit dagegen sah anders aus. – Guske habe seinerzeit richtig gehandelt, behauptete Ohlsen, der Panzerkommandant, und Rudi Göppert, der Ladeschütze. „Nicht Guske hat eure Freundschaft verraten", sagten sie, „sondern du! Das mußt du endlich begreifen." – Begreifen! Rönisch lachte hart auf. Natürlich begriff er! Dem Buchstaben nach war Guske im Recht, nicht aber seinem besten Freund gegenüber. Zwischen Freunden gelten andere Maßstäbe.

Rönisch stützte den Kopf in beide Hände und schloß die Augen. Erinnerungen wurden in ihm wach; Erinnerungen an die Zeit ihrer Ausbildung, in der er Werner Guske noch für einen großartigen Kerl gehalten hatte; für einen Freund, mit dem man durch dick und dünn gehen konnte. Bis dann der Tag kam, an dem der Glaube an eine echte Freundschaft in Rönisch zerbrach.

Er war mit Ruth verabredet gewesen. Vor vier Tagen hatte er das Mädchen nach Schluß der Theatervorstellung kennengelernt. Er war ihr an der Garderobe behilflich gewesen und ging mit ihr, als sei es selbstverständlich, zur Bushaltestelle. Dort stellte es sich heraus, daß sie beide denselben Weg hatten. Ruth wohnte weit draußen, irgendwo am Rand der Stadt. Manfred Rönisch wollte sie heimbegleiten, doch das Mädchen lehnte ab; freundlich, aber bestimmt. Als der Stabsgefreite den Bus verlassen mußte – Ruth hatte noch ein Stück zu fahren –, bat er sie um ein Wiedersehen. Sie willigte ein.

Er hatte in diesen vier Tagen viel an Ruth gedacht. Ihm schien sie das schönste Mädchen, das er je gesehen hatte. Und heute, um neunzehn Uhr, wird Ruth an der Bushaltestelle auf ihn warten. Heute wird Ruth für einen ganzen, langen Abend bei ihm sein! Er war ein Glückspilz! Rönisch ging in den Waschraum und pfiff unternehmungslustig vor sich hin.

Sein schöner Traum wurde jäh zerstört. Der Stabsgefreite schlüpfte gerade in die Ausgehschuhe und beschrieb Rudi Göppert die Vorzüge Ruths in allen Einzelheiten, da gellte die Klingel auf dem Flur. „Kompanie raustreten!" rief der U.v.D. Rönisch beschlich eine bange Ahnung. Minuten später war ihm diese Ahnung zur Gewißheit geworden: Der Kommandeur hatte erhöhte Einsatzbereitschaft befohlen, keiner durfte das Objekt verlassen.

Und Ruth? Rönisch wurde siedendheiß. Er konnte sie nicht einmal durch die Post benachrichtigen, er wußte ja weder ihren Familiennamen, noch ihre Anschrift! Er mußte Ruth sprechen, und sei es nur für zwei Minuten. Werner mußte ihm dabei helfen. Werners Zug war auf Wache, und Werner stand am hinteren Tor, das nur geöffnet wurde, wenn die Panzer zur Fahrschulstrecke fuhren.

„Kommt nicht in Frage!" lehnte Guske ab. „Wenn nun während deiner Abwesenheit Gefechtsalarm ausgelöst wird? Soll deine Besatzung ohne Richtschützen antreten? Das kannst du doch nicht machen, Manfred! Überleg doch, was das für Folgen haben kann."

Sollte es schiefgehen, für die Folgen trete er schon ein, meinte Rönisch, und er werde auch dafür sorgen, daß Guske keine Schwierigkeiten habe. Doch der Freund fuhr ihn an: „Ich denke weder an dich, noch an mich! Ich denke daran, daß eine Panzerbesatzung sofort gefechtsbereit sein muß, wenn es darauf ankommt."

Rönisch verzog das Gesicht. „In der halben Stunde, die ich weg bin, wird bestimmt kein Alarm ausgelöst." Guske jedoch blieb unerbittlich. „Wenn du das tust", drohte er, „bist du mein Freund gewesen."

Manfred Rönisch stieg an einer anderen Stelle über den Zaun. Als er nach zwanzig Minuten zurückkam, wurde er plötzlich angerufen. Guske, die MPi im Anschlag, löste sich aus dem Dunkel. „Ich bin's", sagte Rönisch verlegen. „Du siehst es, es ist alles glatt gegangen."

„Nichts ist glatt gegangen", erwiderte Guske



zornig. „Du weißt doch, was jetzt geschieht?" — „Mach keinen Quatsch!" erregte sich Rönisch. „Schließlich ist nichts geschehen, und ich bin dein Freund." — „Und deshalb verlangst du von mir, daß ich ein Wachvergehen begehe?" Guske schüttelte den Kopf. „Heute, unter diesen Umständen? Was du dir da erlaubt hast, ist eine Riesenschweinerei. Dafür gibt es keine Entschuldigung. Auch nicht unter guten Freunden."

Guske erstattete Meldung, Rönisch wurde bestraft.

Viele Wochen waren seitdem vergangen, doch der Richtschütze war immer noch gewillt, Guske dafür einmal eins auszuwischen. Was der ihm angetan hatte, konnte er ihm nie verzeihen. — Unteroffizier Guske, natürlich! Er war ja nur Stabsgefreiter. Manfred Rönisch ging zum Fenster und öffnete es.

Hinter ihm knarrte die Tür. Der Stabsgefreite drehte sich um. Sein Blick wurde hart. Vor ihm stand Guske. Der Unteroffizier stellte sein Gepäck ab und ging langsam auf Rönisch zu. „Wahrscheinlich bin ich dir nicht willkommen", sagte er. „aber ich habe mich nicht nach dieser Versetzung gedrängt, das kannst du mir glauben. Doch was nutzt es. Wir gehören jetzt zu einer Besatzung, und in einem Kampfkollektiv muß Einigkeit herrschen." Er streckte die rechte Hand aus, seine Stimme wurde warm. „Schlag ein. Manfred! Vergiß die alte Geschichte!" Rönisch verschränkte die Arme auf dem Rücken. Steif erwiderte er; „Sie werden sich nicht über mich zu beklagen haben. Genosse Unteroffizier. Ich kann dienstliche und private Belange sehr gut voneinander trennen." Guskes Gesicht spiegelte Enttäuschung wider. „Gut. wie du willst", meinte er und wandte sich ab.

Wochen gingen ins Land, ohne daß sich an Rönischs Verhalten etwas änderte. Der Richtschütze tat seinen Dienst nach wie vor gewissenhaft, Guske gegenüber legte er eine eisige Höflichkeit an den Tag. „Du hast 'ne herrliche Meise!" hielt ihm Göppert vor. „Guske ist ein Pfundskerl und dazu ein Fahrer, wie er im Buche steht. Säge endlich das Brett vor deinem Kopf ab und werde vernünftig!" — Rönisch gab dem Ladeschützen keine Antwort. Als ihn wenig später der Kommandant zur Rede stellte, konnte er nicht ausweichen. „Sie sind doch ein guter Soldat", sagte Feldwebel Ohlsen. „Gerade von Ihnen muß man erwarten, daß Sie einsehen, wie unbegründet Ihr Verhalten ist." — „Unbegründet?" begehrte Rönisch auf. „Jawohl, ich habe damals der ganzen Einheit Schande gemacht, das habe ich inzwischen begriffen. Trotzdem hätte Guske anders handeln müssen." — „Wie denn?" fragte Ohlsen. — „Wir hätten das unter uns regeln können. So wie es unter Freunden üblich ist." Der Panzerkommandant winkte ab. „Können Sie mir sagen, was es da ‚unter Freunden' zu regeln gab? Guske hat Sie auf die möglichen Folgen Ihres Vorhabens aufmerksam gemacht. Er hat Ihnen sogar deutlich gesagt, daß er nicht gewillt ist, eine derartige Pflichtverletzung zu dulden. Sie haben nicht auf ihn gehört. So aber griff der Kommandeur rechtzeitig ein, und das Ergebnis kennen Sie selbst: Heute sind Sie einer der besten Richtschützen der Einheit, wurden mehrmals belobigt und zur Ausbildung als Panzerkommandant vorgeschlagen." Ohlsen betonte Wort für Wort: „Das haben Sie genaugenommen dem Genossen Guske zu verdanken." — Alles schön und gut, was Ohlsen da sagte. Trotzdem, er konnte und wollte Werner Guske nicht verzeihen. Sollte sich eines Tages die Gelegenheit ergeben, so wird er Guske heimzahlen, was der ihm angetan hatte!



Diese Gelegenheit schien zwei Monate später zu kommen: Das Regiment fuhr zum Manöver. Die Soldaten waren stolz darauf, daß gerade sie dazu ausersehen waren, gemeinsam mit einem sowjetischen Truppenteil einen Abschnitt zu verteidigen. „Jetzt zeigt, was ihr könnt!“ ermunterte Ohlsen seine Besatzung. – Und ob sie es zeigen wollten! In jeder freien Minute machte sich die Besatzung an ihrem Panzer zu schaffen. Rönisch und Göppert pflegten die Waffen, Guske und Ohlsen kontrollierten die Kettenspannung, schlugen festgebackene Lehmbrocken aus den Gliedern, überprüften die Antriebsaggregate. Es war, als habe das gemeinsame Ziel auch den letzten Schatten von Haß in Rönisch vertrieben. Er wurde Guske gegenüber aufgeschlossener und richtete zuweilen sogar von sich aus das Wort an den Panzerfahrer, wenn es um gemeinsame Belange ging. Privatgesprächen ging er allerdings nach wie vor aus dem Wege. Da geschah es. Jenseits eines von bizarren Felsgruppen durchbrochenen Höhenzuges wurden starke Kräfte des Gegners vermutet. Nach Lage der Dinge kam nur eine genaue Aufklärung in Betracht. Der Kommandeur bestimmte dazu die Besatzung Ohlsen. „Ihre Aufgabe ist es nicht, Gruppen oder Kampfmittel des Gegners zu vernichten“, umriß er den Kampfauftrag, „Ihre Aufgabe ist es, festzustellen, ob die Ebene hinter den Höhen vom Gegner besetzt ist. Kein falscher Ehrgeiz, Genossen! Gehen Sie dem Gegner aus dem Weg, und halten Sie dafür die Augen offen. Sie müssen unter allen Umständen zurückkommen; denn von Ihnen hängt weitgehend das Gelingen der gesamten Operation ab! In drei Stunden erwarte ich Sie zurück; Zeit genug, um unvorhergesehenen Zwischenfällen zu begegnen.“
Die Besatzung saß auf, der Panzer brach aus dem schützenden Dickicht. Die Soldaten ließen kein Auge von den Winkelspiegeln. Rönisch beobachtete das Gelände nach den Seiten und nach vorn, der Gefreite Göppert nach hinten, Feldwebel Ohlsen saß am Rundblickgerät. Unteroffizier Guske achtete nur auf die Fahrbahn. Der Waldweg machte ihm zu schaffen. Felsbrocken, die die Bodenfreiheit der Wanne überragten, mußte er mit den Ketten nehmen, die zahlreichen Krümmungen des steil ansteigenden Waldweges verlangten das Letzte an Können. Guske fuhr mit verhältnismäßig hoher Geschwindigkeit, betätigte Kupplung, Schalt- und Lenkknüppel mit scheinbar spielerischer Eleganz. Nur das Gesicht des Fahrers verriet, welche Anstrengung es ihn kostete, das schwierige Gelände zu meistern.
Nur nicht steckenbleiben! Dieser Gedanke beherrschte alle Besatzungsmitglieder. Jeder wußte, was in diesen Minuten vom Panzerfahrer abhing, jeder wußte, daß dieser Kampfauftrag einer Auszeichnung gleichkam. Die Genossen – auch die sowjetischen Genossen! – vertrauten der Besatzung, und dieses Vertrauen durften sie unter keinen Umständen enttäuschen. Aber Guske war nicht umsonst Panzerfahrer der Klasse III, das bewies er jetzt erneut. Manfred Rönisch bewunderte ihn im stillen. Als er sich dessen klar wurde, ärgerte er sich. Und doch bangte der Stabsgefreite, gleich allen anderen, Guske könne in dieser entscheidenden Situation ein Fehler unterlaufen. Ohlsen entging nicht, wie aufgeregt der Richtschütze war, und er hoffte, daß diese Aufgabe, die sie gemeinsam meistern mußten, dazu beitrug, daß sich Rönisch endlich fing. Rönisch war ja kein schlechter Kerl – im Gegenteil! – er hatte sich nur verrannt.
Der Weg beschrieb eine hakenförmige Krüm-

mung, und Guske schaltete herunter. Unvermutet versperrte ein niedergebrochener Felsen die Weiterfahrt. Er mochte schon lange an dieser Stelle liegen; denn links und rechts des Hindernisses war der Weg festgetreten. „Links vorbei!" rief Ohlsen durch die Bordsprechanlage. Der Motor heulte auf, der Panzer schob sich ins Dickicht.

„Halt!" brüllte Rönisch zugleich mit dem Kommandanten. Ein Gebirgsbach hatte sich tief in den Untergrund gewühlt und ein Bachbett von mehr als zwei Meter Breite und Tiefe geschaffen. Guske trat hart auf die Bremse. Zu spät. Der lockere Waldboden unter dem Bug des Panzers gab nach, das Fahrzeug rutschte in den Graben. Ein Glück, daß ich das Rohr nach hinten gedreht habe, dachte Rönisch, die Mündungsbremse wäre sonst im Eimer. Gleich darauf überfiel er Guske mit Vorwürfen. „Dussel! Weißt du nicht, daß du einen breiten Graben niemals im ersten Geländegang überwinden kannst?" Guske stand da, wie vor den Kopf geschlagen. Er machte eine ratlose Handbewegung. „Natürlich weiß ich das. Ich habe den Graben erst im letzten Augenblick gesehen, das dichte Unterholz versperrte mir die Sicht." Rönischs rechter Zeigefinger schnellte nach vorn. „Wenn wir unseren Auftrag nicht erfüllen, so trifft dich die Schuld!" Ohlsen machte dem Streit ein Ende. „Reden Sie keinen Unsinn!" verwies er Rönisch. „Schließlich haben auch wir das Hindernis nicht rechtzeitig bemerkt. Doch darüber sprechen wir später. Zuerst gilt es, den Panzer flottzumachen. — Die Stahltrosse los!"

Sie arbeiteten mit Feuereifer. Göppert schlang die Trosse um den Stamm einer mächtigen Fichte, Guske und Rönisch verbanden das Ende mit dem linken Antriebsrad des Panzers, Ohlsen befestigte ein dickes Rundholz an den Ketten. „Fertig!" Guske sprang durch die Fahrerluke, die anderen Besatzungsmitglieder gingen in Deckung. Der Motor brüllte. Plötzlich ein singender Ton, dem ein harter Schlag folgte. Die schwere Stahltrosse war gebrochen und hatte beim Wegschnellen die Antenne zerschlagen. Aus! Jetzt konnten sie nicht einmal über Funk Hilfe anfordern. Aber es bestand ja ohnehin für sie Funkverbot. Der Kommandeur aber mußte schnellstens benachrichtigt werden. Fünf Kilometer entfernt — in der Luftlinie war es nur ein Kilometer — lag eine Einheit, die über schwere Zugmittel verfügte. Ohlsen befahl Rönisch zu sich. „Laufen Sie hin, und melden Sie dem Kommandeur, was geschehen ist. Bitten Sie ihn um Hilfe und veranlassen Sie, daß der Kommandeur unseres Truppenteiles unterrichtet wird. Wir können den Auftrag nicht mehr erfüllen; denn Sie benötigen allein vierzig Minuten für den Weg." — „So ein Mist!" sagte Göppert und hockte sich auf die Erde. „Beeil dich!" rief er Rönisch nach, der davonrannte. „Vielleicht schaffst du es früher!" Guske lehnte sich gegen einen Baum, betrachtete den Panzer und zermarterte sich das Hirn nach einem Ausweg. Aber ohne Trosse war in diesem Fall nichts zu machen. Ohlsen trat zu ihm. „Eine böse Sache", meinte er. — „An der ich schuld bin", erwiderte Guske. Der Kommandant schüttelte den Kopf. „Wenn von einer Schuld die Rede sein kann, dann trifft sie auch mich. Aber darum geht es nicht, es geht um die befohlene Aufklärung, um das Gelingen der Operation. — Und wäre nicht die blöde Felswand, die Rönisch zu einem Umweg von vier Kilometern zwingt, so würden wir es auch noch schaffen." — Doch was nutzte alles Rechnen, vierzig Minuten benötigte Rönisch für den Weg!

Der Stabsgefreite warf einen Blick auf die Karte. Er hatte nicht die Richtung zur Landstraße gewählt, sondern versuchte, einige Bogen abzuschneiden. Jetzt hat es Guske erwischt, dachte er. Der Kommandeur wird uns zwar vorhalten, wir hätten ebenfalls besser achtgeben sollen, aber Guske ist der Fahrer, und der trägt die letzte Verantwortung, für ihn gibt es keine Entschuldigung. Endlich war Guske auch einmal hineingerasselt, und wie sogar! Rönisch wollte sich freuen, doch es gelang ihm nicht. Immer wieder mußte er an den Kampfauftrag denken und stellte sich vor, was geschehen würde, wenn bei seiner Einheit die Nachricht eintraf, irgendwo im Walde liege der Panzer, festgefahren in einem Graben. Die Genossen hatten ihnen vertraut — und nun? Nein, der Stabsgefreite Rönisch konnte sich nicht über den Reinfall seines Genossen Guske freuen, auch wenn er versuchte, es sich mit Gewalt einzureden.

Er mußte sich jetzt nach links, der Straße zuwenden, andernfalls geriet er an den Fuß der Felswand, die in einer Länge von mehreren Kilometern das Tal durchschnitt. Wenige hundert Meter hinter dieser Wand lag Rönischs Ziel. Zu dumm!

Und wenn nun die Felswand gar nicht so gefährlich war, wenn man sie ohne Seil bezwingen konnte? Selbst gesehen hatte er sie noch nie, Feldwebel Ohlsen hatte sie ihm nur auf der Karte gezeigt, und gesagt, die Aufklärer hätten die Wand als normalerweise unpassierbar bezeichnet. Aber: Manfred Rönisch war in der Sächsischen Schweiz aufgewachsen und Mitglied einer Gruppe von Kletterern gewesen. Aber sollte er sich wegen Guske die Knochen brechen? — Ausgerechnet er sollte Guskes Fehler wieder ausbügeln? Wie kam er dazu? Werner Guske hatte fahrlässig gehandelt, hatte den Kampfauftrag gefährdet, und dafür mußte er geradestehen. Das hatte weder etwas mit Freundschaft, noch mit Feindschaft zu tun. Von einem Soldaten verlangt man mit Recht höchste Pflichterfüllung, und gegen dieses Gesetz hatte der Unteroffizier verstoßen. Davon biß die Maus keinen Faden ab.

Der Stabsgefreite blieb stehen. Und wie war das damals? Hatte er nicht ebenfalls pflichtvergessen gehandelt? Von einem Soldaten verlangt man mit Recht höchste Pflichterfüllung. Hatte er das nicht erst vor wenigen Sekunden gedacht? — Und was wollte er, der Stabsgefreite Rönisch, jetzt tun? Er wollte seine Genossen im Stich lassen, nur damit er Guske eins auswischen konnte. Was war er doch für ein erbärmlicher Kerl. Nur gut, daß die Kameraden nichts von diesen Gedanken wußten. Manfred Rönisch bog nicht ab, sondern lief auf die Fels-



Illustrationen: Rudolf Grapentin

wand zu. Der Schweiß rann ihm in Strömen vom Körper, doch was tat das! Der Richtschütze lief und lief. Es war ein Kampf um jeden Meter, ein Rennen gegen die Uhr.

Nach wenigen Minuten lichtete sich der Wald. Senkrecht, wild zerklüftet erhob sich vor Rönisch die Wand! Zwanzig bis dreißig Meter hoch. Er kniff die Augen zusammen und musterte sie abschätzend. Mit einer Seilschaft wäre es eine Kleinigkeit, doch so, ganz allein auf sich gestellt?

Schließlich glaubte der Stabsgefreite, eine Route gefunden zu haben. Er wollte es versuchen.

Die ersten Meter bewältigte Rönisch spielend, dann aber wurde die Wand glatt, das Gestein bröckelig, bot Händen und Füßen kaum noch Halt. Hätte er wenigstens Kletterschuhe! Es war ein Ringen um jeden Zentimeter. Rönisch krallte seine Finger in den Fels, verwuchs förmlich mit dem Stein, trotzte ihm verbissen ein Stück nach dem anderen ab. Er rutschte, fing sich wieder und verschnaufte erschöpft auf einem kleinen Vorsprung. Dann ging er die Wand von neuem an. Endlich war es geschafft. Höchstens eine Viertelstunde hatte der Stabsgefreite benötigt, doch ihm schien, es sei eine Ewigkeit vergangen. Diese Viertelstunde hatte mehr von ihm verlangt, als drei Runden im Boxring gegen einen überlegenen Gegner. Manfred Rönisch war ausgepumpt bis zum letzten, er war regelrecht „fertig". Aber er vergönnte sich keine Ruhepause.

Weiter! Der Stabsgefreite lief durchs Unterholz, hielt die Arme schützend vors Gesicht. Da wurde er von einem Posten angerufen. „Wo ist euer Kommandeur?" keuchte der Richtschütze. „Schnell, sag' schon!"

Feldwebel Ohlsen sah auf die Uhr. Vor einer halben Stunde hatte er Rönisch losgeschickt. In frühestens dreißig Minuten konnte er mit Hilfe rechnen. Plötzlich horchte der Panzerkommandant auf. Von der Landstraße her näherte sich ein Brummen. – Sollte das etwa . . . ? Nein, das war unmöglich. Doch das Brummen wurde lauter, deutlich vernahm Ohlsen das Rasseln von Ketten. Er sprang auf und lief die wenigen Meter bis zum Waldweg. Guske und Göppert folgten ihm erwartungsvoll.

„Mensch!" rief der Ladeschütze und wies auf die ATS, die soeben um eine Krümmung des Weges bog. „Die kommen ja zu uns!"

Die schwere Zugmaschine hielt an. Rönisch sprang als erster ab, lief zu Ohlsen und meldete strahlend: „Genosse Feldwebel! Auftrag vorzeitig erfüllt, Zugmittel rechtzeitig zur Stelle!" Da trat Guske vor. Wortlos schauten sich beide an. „Na, was ist?" rief Ohlsen. „Will keiner mit anpacken? Schließlich wollen wir spätestens in zehn Minuten weiterfahren!" Er kniff verstehend ein Auge zu und meinte: „Ausquatschen könnt ihr euch nachher, wenn wir unseren Auftrag erfüllt haben."



DDR UNSER VATERLAND



Wir fahren in einem Reisebus über die breite Elbbrücke, um zur Meißner Altstadt zu gelangen. Wir — das sind eine sowjetische Reisegruppe und ich, ihr deutscher Reiseleiter. Ja, die DDR wird immer mehr ein internationales Touristenland, und es macht Freude, Ausländern seine Heimat zeigen zu können.

Meißen, 929 als Zwingburg Misna gegründet, war die Keimzelle Sachsens, und unser Staat läßt es sich was kosten, die vielen Baudenkmäler historisch getreu zu erhalten — habe ich während der Fahrt erzählt. Jetzt, am jenseitigen Elbufer, mache ich meine Gäste auf die eben passierte Brücke aufmerksam: Kurz vor Kriegsende zerstört, war sie noch 1945 mit Hilfe sowjetischer Soldaten neu aufgebaut worden. „Brücke der Freundschaft" heißt sie seitdem.

Die sowjetischen Genossen hören das erfreut, aber ich sehe doch: Sie können es nicht erwarten, zum weithin sichtbaren Wahrzeichen der Stadt, zum Burgberg, zu gelangen. Ohne es zu merken, beschleunigen sie ihre Schritte. Jemand sagt etwas von mittelalterlicher Atmosphäre, von ablaßhandelnden Mönchen und von den Folterwerkzeugen der Inquisition. In der Tat fühlt man sich um Jahrhunderte zurückversetzt. Die Fernsehantennen auf den Häuschen aber zeugen davon, daß hinter den alten Fassaden mit ihren winzigen Fenstern das moderne Leben Einzug gehalten hat. Einige Touristen glauben in den Häuschen mit ihren spitzen Satteldächern, die es in ihrer Heimat nicht gibt, den gotischen Stil zu erkennen. Ein anderer meint, daß er lieber in einer Neubauwohnung leben würde. Ich weiß, daß ich ihm von der hinteren Burgterrasse auch das neue Stadtviertel zeigen kann.

Vorbei am Porzellanglockenspiel der Frauenkirche, an handgeschmiedeten Handwerkerzunftszeichen über kunstvollen Renaissancetoren, vorbei an der ehemaligen Fürstenschule, an der Lessing seine Lateinvokabeln büffelte und in der heute eine LPG-Hochschule untergebracht ist, gelangen wir auf den Burghof. Vor uns erheben sich in erhaben gotischer Reinheit die schlanken Türme des Doms und daneben die Albrechtsburg. Einige Fotoamateure aus meiner Gruppe versuchen vergeblich die Baudenkmäler vom Tor bis zur Turmspitze auf den Film zu bannen. Die Blicke der anderen verraten die gleichen Gefühle, die einen deutschen Touristen vor einer russischen Kathedrale mit ihren bunten Zwiebeltürmen bewegen: Etwas fremd, aber doch schön.

Ja, der Dom und die Albrechtsburg sind der Besichtigung wert. Der Grundstein zur Albrechtsburg wurde 1471 gelegt. Aber zum festen Wohnsitz eines sächsischen Fürsten wurde sie nie. Während der Bauzeit hatte man sich für Dresden als Residenzstadt entschieden. Die herrlichen Gemächer der Albrechtsburg blieben so gut wie ungenützt bis 1710 die erste europäische Porzellanmanufaktur darin ihren Einzug hielt. „Stand die Wiege des berühmten ‚Sächsischen Porzellans' etwa in Meißen?" fragt eine Lehrerin aus Odessa. „Sie haben recht", kann ich erwidern, „und deshalb sagen wir in Deutschland auch ‚Meißner Porzellan' dazu. Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts mußte man Porzellan aus Japan und China importieren. Es war teurer als Gold. August der Starke hielt damals auf der Burg Königstein den Alchimisten Böttger gefangen. Der junge Mann sollte künstlich Gold herstellen. Lange suchte er aber nicht nach Gold. Er wollte Porzellan herstellen, und 1709 gelang ihm das.

„Wenn wir mehr Taschengeld hätten, würde ich einige Figuren aus Sächsischem Porzellan mit nach Kiew nehmen", bedauert eine Touristin. Ich „tröste" sie: „Auch dann könnten Sie es nur mit einer speziellen Ausfuhrgenehmigung. Das Meißner Porzellan mit den berühmten blauen Schwertern auf der Rückseite ist in aller Welt sehr beliebt und deshalb ein wichtiges Exportgut. Die Staatliche Porzellanmanufaktur beschäftigt heute eintausend fleißige Händepaare." Und dann bringe ich meine Gäste in nicht geringe Verblüffung: „Sie schauen sich hier so interessiert um, als wären Sie noch nie auf dieser Burg gewesen!" Verständnislose Blicke, bis ich das Rätsel löse. „Auf der Burg war ein Teil jener Gemälde eingelagert, die von der Sowjetarmee gerettet wurden und die wir vor zwei Tagen in Dresden bewunderten. Den Film über diese humanitäre Tat: „Fünf Tage und fünf Nächte" haben Sie doch sicherlich gesehen. Einzelne Szenen daraus aber wurden auf der Burg gedreht."

„Neues Leben alt gerahmt. Meißen ist gut über die Jahrhunderte gekommen", sagt einer der sowjetischen Freunde, als wir über die „Brücke der Freundschaft" zurückfahren. Und ein anderer: „Ihr Deutschen und wir Russen müssen alles tun, damit es Meißen nicht eines Tages geht wie einst Dresden." Und daß diese Worte bereits Tat sind, zeigte auch Meißen. Waren doch hier im Vorjahr — von 10 000 Einwohnern begeistert begrüßt — auch Truppen durchgezogen, um an dem großen Manöver „Quartett" teilzunehmen.

G. Jänicke

Motivregister einstellen – auslösen!

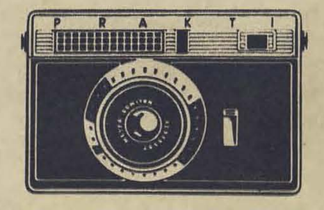


Preis: 460,– DM
Auch auf Teilzahlung

und schon sind Sie zur nächsten Aufnahme bereit. Durch Vollautomatisierung sämtlicher Aufnahmevorgänge erspart Ihnen die Kleinbildkamera PRAKTI alle zeitraubenden Einstellungen und liefert dennoch stets einwandfrei belichtete und gestochen scharfe Fotos. Filmtransport und Verschlußspannen erfolgen ebenfalls automatisch, so daß Sie sich ausschließlich Ihrem Motiv widmen können.

Besondere Merkmale:

Motivregister für 6 Motivarten
Universalprogramm-Steuerung und Belichtungsautomatik
36 Aufnahmen 24 × 36 mm
Hochwertiges Objektiv Meyer Domiton
Prestor-Verschluß mit Blitzsynchronisation



VEB PENTACON DRESDEN
Kamera- und Kinowerke

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18x24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 3/1964	BILD 1	BILD 2	BILD 3

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1964

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE ABFANGJÄGER





Grumman F 11 F-1 „Tiger"

Taktisch-technische Daten;

Abflugmasse	6274 kg
Länge	13,56 m
Spannweite	9,64 m
Höhe	3,87 m
Flügelfläche	23,20 m²
Höchstgeschwindigkeit	1433 km/h in 11 000 m Höhe
Bewaffnung	4/20 mm Kanonen 4 Luft-Luft-Raketen
Besatzung	1 Mann

Dieses Abfangjagdflugzeug gehört zu den bordgestützten Flugzeugen der US-Seefliegerkräfte. Seine Versionen sind: F 11 F-1 „Tiger" als Serienvariante und F 11 F-1 „Super Tiger" mit längerem Rumpf und leistungsstärkerem Triebwerk.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1964

TYPENBLATT

NATO-WAFFEN SCHÜTZENWAFFEN

Pistole P 1

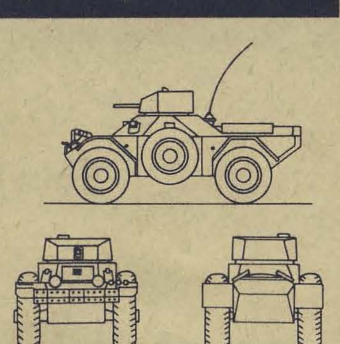
Taktisch-technische Daten:

Masse (ohne Magazin)	619 g
gefülltes Magazin	170 g
leeres Magazin	61,6 g
Magazininhalt	8 Patronen
Länge	214 mm
Breite	37 mm
Höhe	136 mm
Kaliber	9 mm
Munition	Pi-Patrone 08
Anfangsgeschwindigkeit	350 m/s
Visierreichweite	50 m
Feuergeschwindigkeit	20 . . . 30 Schuß/min
Schußentfernung	
maximal	1600 m
günstigste	50 m



Die Pistole P 1 ist eine Weiterentwicklung der P 38 der faschistischen Wehrmacht. Ihr Aufbau sowie die Handhabung sind relativ unkompliziert. Das Zerlegen und Zusammensetzen der Waffe kann nur in gesichertem Zustand erfolgen. Die Abmessungen sind größer als die der sowjetischen Pistole — M (Makarow). Die P 1 wird in den Walther-Werken hergestellt und dient als persönliche Waffe der Bundeswehroffiziere und der MG-Schützen.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1964 | TYPENBLATT | NATO-FAHRZEUGE SPÄHWAGEN



„Ferret" MK 2

Taktisch-technische Daten:

Masse	4,3 t
Länge	3,8 m
Breite	1,9 m
Höhe gesamt	1,9 m
Bodenfreiheit	400 mm
Höchstgeschwindigkeit	72 km/h
Fahrbereich	300 km
Bewaffnung	1 MG 7,62 mm 2 Panzerabwehrraketen Typ Vigilant
Besatzung	2 Mann

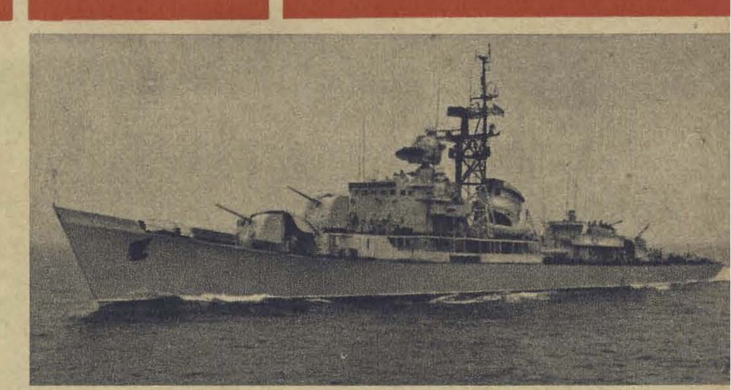
Der Panzerspähwagen steht seit 1954 in den Aufklärungseinheiten der britischen Armee im Einsatz. Er ist ein schnelles und bewegliches Fahrzeug, das, mit Panzerabwehrraketen bestückt, durchaus kampfstark ist. Sein Vorläufer, der „Ferret" MK 1 hat keinen Turm.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1964 | TYPENBLATT | SCHIFFE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

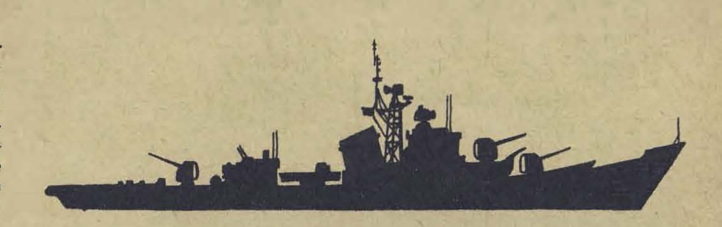
Küstenschutzschiff KSS

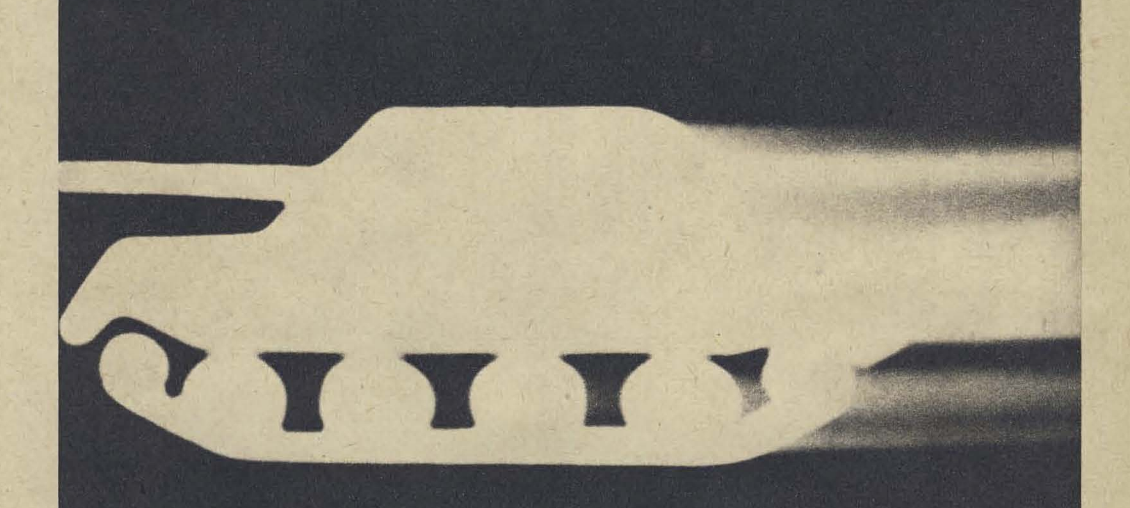
Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	1100 ts
Länge	90 m
Breite	10 m
Geschwindigkeit	28 sm/h
Bewaffnung	3100 mm-Universalgeschütze 2 Doppellafetten 37 mm Flak Wasserbombenwerfer und Ablaufgerüste Zwillingstorpedorohrsatz



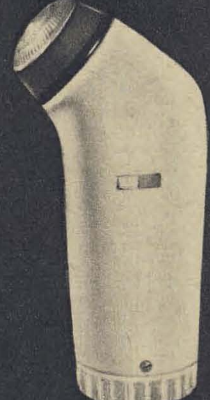
Küstenschutzschiffe können die verschiedenartigsten Aufgaben selbständig oder im Zusammenwirken mit anderen Flottenkräften erfüllen. Ihre hauptsächliche Zweckbestimmung liegt in der Artillerieunterstützung leichter Kräfte sowie in der Suche und Vernichtung von U-Booten.





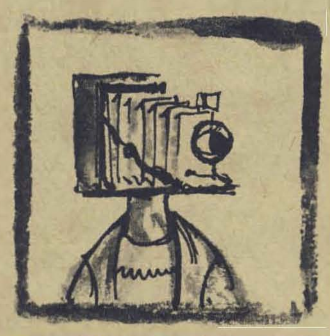
Jederzeit
und überall einsatzbereit

ist der zweckmäßige
Elektrorasierer TR 8, mit dem man sich
unabhängig von einer Steckdose
schnell, sauber und mühelos
die Bartstoppeln dicht über der Wurzel abschneiden kann.
Er paßt in jedes Marschgepäck
und kann so beim nächsten Manöver
mitgenommen werden.
Mit einer handelsüblichen Monozelle
von 1,5 Volt erreicht man 15 bis 20 Rasuren
von je 5 Minuten Dauer.





Lächerliche KLEINIGKEITEN



Der Steckbrief

Der Maler und Architekt Giotto di Bondone (1266 bis 1337), der als einer der ersten den Realismus in der italienischen Malerei vorbereiten half, beklagte sich einmal beim Kommandanten der florentinischen Garde, daß ein Soldat ihn schwer beschimpft und beleidigt habe. Er fordere Genugtuung.
„Die sollt Ihr haben, Meister. Wie heißt der Gardist?"
„Das weiß ich nicht, Herr Oberst."
„Ja – wenn ich nicht weiß, wer es war, kann ich ihn nicht bestrafen."
„Doch doch – Ihr werdet es wissen!" Giotto nahm ein Blatt Papier und zeichnete ein paar Minuten.
„Hier habt Ihr ihn, das ist sein Gesicht."
Der Oberst warf einen flüchtigen Blick auf die Zeichnung und öffnete die Tür zum Nebenzimmer, wo der Adjutant saß:
„Der Musketier Enrico Piccoli ist sofort festzunehmen und mir zur Bestrafung vorzuführen!"



Die Prüfung

Ein junger „Mariner" legte seine Steuermannsprüfung für Segelschulschiffe ab und wurde von einem Mitglied der Prüfungskommission, einem gefürchteten alten „Käptn", wie eine Zitrone ausgepreßt ...:
„Was würden Sie tun, junger Mann, wenn plötzlich in Steuerbord ein starker Sturm aufkäme: das Schiff stampft und rollt, schwere Brecher donnern gegen die Bordwand –."
„Ich würde einen Anker auswerfen."
„Schön. Und wenn nun gleichzeitig achtern ein Sturm ausbräche, mit fixem Seegang, Windstärke zwölf? ..."
„Dann würde ich einen zweiten Anker auswerfen." Der Alte ließ in seiner Sturheit nicht locker:
„Angenommen, es käme ein dritter Sturm hinzu, diesmal in Backbord, der euch wie Käfer in einer Schachtel herumschüttelt –: Was würden Sie dann tun, junger Mann?"
„Einen dritten Anker auswerfen."
Da bleibt dem Alten doch einen Augenblick buchstäblich die Spucke weg.
„Mensch", knurrt er und schielt mißtrauisch zum Prüfling hinüber: „Wo zum Deibel kriegen Sie denn Ihre Anker alle her?!"
„Verzeihung – wo Sie Ihre Stürme herkriegen, Käptn ..."



Brückensprengung

Die alte Kreisstadt Raciborz in der polnischen Woiwodschaft Opole hatte zu Anfang unseres Jahrhunderts ihr Original – eine Art Eulenspiegel namens Christoph. Von ihm wird aus dem Jahr 1920 folgendes erzählt:
Als Italiener und Franzosen die Stadt besetzten, war es verständlich, daß die fremden Soldaten bei der Bevölkerung nicht allzu beliebt waren, besonders die Franzosen. Eines schönen Tages ging das Gerücht durch die Stadt, die große Oderbrücke werde um zwölf Uhr mittags gesprengt. Auch den Besatzungsbehörden kam es zu Ohren, und die befürchteten einen Bombenanschlag. Deshalb rückten die Franzosen am Vormittag mit Maschinengewehren und Panzerautos an und besetzten die Brücke. Alle Passanten wurden streng kontrolliert. Die Mittagsstunde kam heran ...
Punkt zwölf erscheint Christoph mit einer Gießkanne und ... sprengt die Brücke!



Gemütlich

Auf einem Linienschiff der dänischen Kriegsmarine sind Freiübungen für die Mannschaft angesetzt.
„Jeder legt sich auf den Rücken", kommandiert der Maat, „hebt die Beine hoch und bewegt die Füße, als ob er radfahre. Achtung, fertig, los!"
Nach kurzer Anstrengung stoppt einer der Mariner.
„Warum hören Sie auf, Andersen?"
„Zu Befehl", sagt der Matrose, „ich fahre gerade F r e i l a u f !"



Patentraub

Mit imponierender Ruhe und Sicherheit zog über dem Flugplatz von Le Bourget ein Sperber seine Kreise. Der bekannte Flugzeugkonstrukteur Poiret betrachtete ihn gespannt durch sein Fernglas.
„Was ist denn los?" fragte man ihn. „Was starrst du stundenlang nach dem Vogel?"
„Ich habe den Kerl im Verdacht", erwiderte Poiret, nicht ohne leise Entrüstung, „daß seine Schwanzsteuerung mit einem meiner letzten Patente kollidiert . . ."



Die Familie

Das war in einer kleinen mittelenglischen Garnison . . . Die neuen Rekruten waren auf dem Exerzierplatz angetreten und wurden zum erstenmal dem Regimentskommandeur vorgeführt. Nach Schluß der Besichtigung hielt der Oberst eine kurze Ansprache.
„Kameraden", sagte er unter anderem, „ich begrüße euch in der großen Familie des Regiments. Habt Vertrauen zu euren Vorgesetzten. Ich selbst betrachte mich als den V a t e r des Regiments, den Vater jedes einzelnen von euch! . . ."
Dann fragt er den ihm zunächst stehenden Rekruten: „Wie heißt du?"
„Billy Blackwood."
„Hast du mich richtig verstanden, Billy?"
„Ja, Papa . . ."



Kameradschaft

Als die Rote Armee und die an ihrer Seite kämpfende polnische Armee die faschistischen Truppen nach dem Westen trieben, erzählten sich die deutschen Soldaten Witze wie den folgenden:
„Weißt du, was Kameradschaft ist?"
„?"
„Wenn der deutsche Soldat vom Urlaub an die Ostfront zurückkehrt, und die ganze Armee ihm fünfhundert Kilometer entgegenkommt."



Illustrationen:
Horst Bartsch

Pappsoldaten

Auf einer Filmprobe hatte der bekannte amerikanische Regisseur Cecil de Mille einst seine liebe Not mit einer Schar Statisten, die er für eine Paradeszene in einem Kriegsfilm engagiert hatte. Er hielt ihnen eine Ansprache.
„Als ich noch ein Junge war", begann er sanft, „hat mir meine Mutter immer gut zugeredet, wenn ich wieder einmal ein paar von meinen Pappsoldaten verloren hatte. ‚Paß auf, kleiner Cecil', tröstete sie mich, ‚eines Tages sind deine Pappsoldaten alle wieder da!' „Und heute", brüllt er plötzlich über das Paradefeld hin, daß den erschrockenen Filmkriegern die Knie schlotterten, „ihr Trauerklöße — h e u t e i s t d e r T a g d a!"



Olympia-besuche



In Sachen Olympia reisten Hans Reinwald nach Innsbruck sowie Karl Heinz Freitag und Ernst Gebauer in verschiedene Orte der DDR

Sie waren ihrer sechs, die die Vorwärts-Farben bei den IX. Olympischen Winterspielen in Innsbruck vertraten: Oberleutnant Rudolf Dannhauer, Unterleutnant Kurt Schramm, Unterleutnant Dieter Bokeloh, Oberfeldwebel Egon Schnabel, Oberfeldwebel Herbert Kirchner und Feldwebel Dieter Neuendorf. Zwei von ihnen kamen nicht zum Einsatz; vier gingen in sechs Wettbewerben an den Start. In einer Art Konferenzschaltung wollen wir hier noch einmal zurückblenden und erzählen, was wir bei unseren Olympiabesuchen an den österreichischen Wettkampfstätten und in den Heimatorten unserer Genossen sahen, hörten und erlebten.

☆

Der zweijährige Ray Schnabel ist der einzige, den es an diesem Dienstagvormittag in Berga an der Elster, Straße der Jungen Pioniere 4, nicht am Fernsehapparat hält. Den Vati hat er bereits am Start gesehen, und das genügt ihm. Jetzt, da er in den Wäldern verschwunden ist und auf einsamer Spur über die 20 km der Biathlonstrecke hastet, hat die Fernsehübertragung ihren Reiz verloren für ihn.

Um so gebannter klebt die Mutti am Bildschirm, mit ihr die Verwandtschaft. Neben sich hat Barbara Schnabel einen ganzen Packen bunter Karten mit den fünf olympischen Ringen: Grüße aus Innsbruck. Von dort, wo ihr Egon jetzt läuft und nach 1:30:53,0 Stunden erschöpft das Ziel passiert. Irgend etwas ist mit ihm, das spürt Barbara. Aber sie weiß nicht, was er dem Innsbrucker AR-Reporter in dieser Stunde erzählt . . .

„Ich hatte das richtige Wachs und fühlte mich frisch und munter. Mit dem Schießen klappte es. Das gab Mut. Nur nicht nachlassen, dachte ich mir: Du hast es heute in den Händen und in den Füßen, gut abzuschneiden. Dann kam die erste Enttäuschung: Am 250-m-Stand rutschte ich mit dem Arm ab, und ein Schuß ging daneben – zwei Strafminuten. Das wäre noch zu verschmerzen gewesen, denn selbst mit dem zweiten Patzer beim Stehend-freihändig-Schießen hätte ich noch einen Platz unter den ersten Fünfzehn erreicht. Doch dann kam die gefürchtete Abfahrt am Kilometer 18,5. Ein Stück Eis war in die Spur gefallen. Ich sah es zu spät. Und schon war es geschehen: Skibruch! Noch gut einen Kilometer auf einem Bein, und dazu das Gewehr auf dem Rücken – es war zum Verzweifeln. Mir standen die Tränen in den Augen. Immer größer wurde der Zeitverlust. Unmöglich, ihn noch irgendwie aufzuholen. Und vier lange Jahre, ehe wieder Gelegenheit ist, sich für Olympische Spiele zu qualifizieren!"

Die Ergebnislisten aus dem elektronischen Rechenzentrum zeigen Egon Schnabel mit 18 Treffern und vier Strafminuten auf dem 24. Platz; vor ihm Läufer mit nur 14, 15 Treffern, also 12 bzw. 10 Strafminuten. Wie eng liegen doch olympisches Glück und olympische Tragik zusammen . . .

☆

Im Auslauf der Bergisel-Schanze werden die beiden Norweger Thoralf Engan und Thorgeir Brandtzaeg bereits als Gold- und Bronzemedaillengewinner gefeiert. Veikko Kankkonen gesellt sich zu ihnen. Man gratuliert sich gegenseitig.

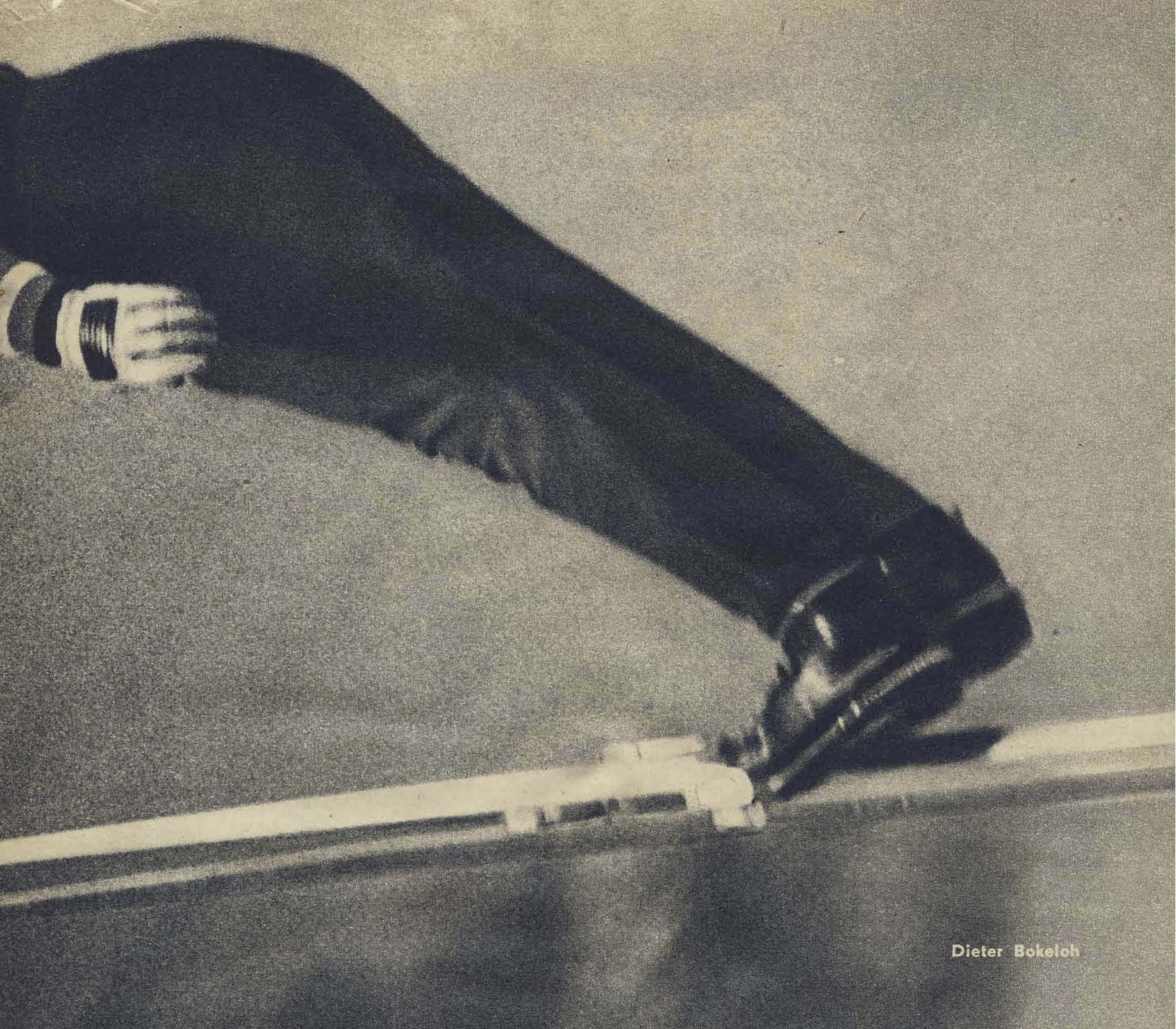
Oben aber, auf dem mehr als 100 m von hier entfernten Schanzenturm, steht noch Dieter Bokeloh in der Luke. Endlich ist die Spur frei. Doch Dieter wartet noch. Der Wind ist zu heftig, und er will wenigstens die stärksten Böen vorüberlassen. Fünfzigtausend Augenpaare blicken nach oben. Fünfzigtausend Menschen warten auf den letzten des olympischen Klassefeldes. Noch ist Dieter unter den ersten Zehn des zweiten Durchgangs. Er kennt die Weiten von Engan, Brandtzaeg und Dieter Neuendorf, er kennt auch



ihre Noten. Er hat noch den Aufschrei im Ohr, als Kankkonen bei phantastischen 88 m stürzte. Und Dieter weiß: Wenn er noch unter die ersten Fünf kommen will, muß er jetzt 83, 84 m springen. Mit einem Satz schwingt er sich in die Spur, rast dem Schanzentisch entgegen. Gut ist er weggekommen, gut liegt er in der Luft, und weit trägt es ihn ins Tal hinunter. Noch einmal erhebt sich ein Beifallsorkan – seinem eindrucksvollen 92-m-Satz aus dem ersten Durchgang fügt er 83,5 m hinzu und wird mit Note 214,6 Vierter auf der Großen Schanze.

In Benneckenstein im Harz löst sich in diesem Moment gleich an zwei Orten die nun fast drei Stunden währende Spannung. In der Gaststätte „Zwei Löwen" drückt Dieters Mutter erlöst die wer-weiß-wievielte Zigarette aus und nimmt neben den Glückwünschen der Köche und Serviererinnen auch die des Soldatenmagazins entgegen. „Er hat sich tapfer gehalten, mein Dieter", meint sie. „Ich habe weder auf eine Medaille noch auf einen bestimmten Platz spekuliert, sondern nur immer gebangt, daß er gut und glücklich runterkommt." Zu weiteren Gesprächen ist keine Zeit mehr. Mutti Bokeloh wird am Zapfhahn erwartet, denn der Durst der Benneckensteiner ist nach diesem erfolgreichen Olympiadebüt ihres „Bok" verständlicherweise besonders groß.

Anders in der Karl-Marx-Straße 8. Hier ist der „Rest" der Familie versammelt: Oma und Opa Trute sowie Dieters Brüder Hans, Oberfeldwebel der Reserve, und Jürgen. Eigentlich war es hier recht still während des Springens. Es wurde nicht viel gesprochen, dafür um so mehr geächzt, gestöhnt, geraunt, gejapst und gepustet. Ja, die Oma kam noch nicht einmal zum Fernsehen: „Das ist mir zu aufregend!" So hörte sie im Nebenzimmer Radio – bis es kaputtging und sie sich doch noch an den Bildschirm wagte. Sie ist es jetzt auch, die am stärksten von der Familienfreude gepackt wird. Der zehnjährige Jürgen indes hat seinen Parkettplatz, auf dem er seinem Bruder mit heißem Gesicht die Daumen



Dieter Bokeloh

gedrückt hatte, aufgegeben und sich in Opas Sessel geflüchtet. Sicher ist sicher. Wer weiß, ob ihn nicht gleich jemand damit foppen wird, daß er sich seit seinem ersten verunglückten Sprung nicht mehr auf die Pionierschanze traut?

☆

Die Wohnung der Familie Dannhauer in der Häckelstraße 17 von Zella-Mehlis ist verwaist in diesen Olympiatagen. So müssen wir uns nach einem guten Bekannten umsehen.
Wir finden ihn im neuen ASK-Heim am Oberhofer Grenzadler: Hauptmann Cuno Werner. Rudolf Dannhauer und er kennen sich seit 1954. „Was soll ich sagen", meint Cuno Werner, „erhebend ist der 32. Platz vom Rudolf über 30 km natürlich keineswegs. Trotzdem bin ich überzeugt, daß er getan hat, was er tun konnte. Denn Verlaß ist auf ihn. Ihm also Vorwürfe zu machen, wäre grundfalsch. So bitter es ist, aber wir müssen nun einmal aussprechen, daß wir gegenüber Squaw Valley im Skilanglauf nicht vorangekommen, sondern einwandfrei stehengeblieben sind."
Wenn es nur das wäre. Die Frage sei erlaubt: Haben wir nicht sogar eine klar rückläufige Tendenz aufzuweisen – zumindest bei Vorwärts? Immerhin hatte der ASK vor vier Jahren noch vier Langläufer unter den Olympiateilnehmern, deren Resultate zwar auch nicht weltbewegend, aber auf jeden Fall besser als in Innsbruck waren . . .

☆

Dieter Neuendorf an der Oberstdorfer Schanze. So steht es da, so zeigt es das Bild. Oberstdorf – ist das kein Irrtum? Nein, denn jenes Foto zeigt ihn wirklich dort; allerdings im zarten Alter von drei Jahren!
Das Geheimnis sei gelüftet: Wir befinden uns in Ruhla, Philipp-Müller-Straße 2, und blättern mit Vater Edmund Neuendorf in dessen unerschöpflichen Wanderbüchern. Und obwohl sie des Vaters Sporterinnerungen sind, enthalten sie seit 1940 auch eine Menge über den einzigen

Sohn. Inzwischen dürften sogar noch etliche Bilder, Resultate, Berichte und Angaben hinzugekommen sein.

Unter dem 31. Januar 1964, Seefeld, mag vermerkt sein, daß Dieter als unerfahrener Olympianeuling nach Matous und Engan mit 78,5 m den weitesten Sprung des ersten Durchgangs auf der mittleren Schanze stand, mit 115,5 zudem die drittbeste Note erhielt und sich in der Gesamtwertung als bester deutscher Springer den 5. Platz eroberte. Und sicher werden die Worte seines Trainers Werner Lesser nicht fehlen: „Dieter hat gekämpft, wie er besser kaum hätte kämpfen können. Schließlich startet er in dieser Saison zum ersten Male als Spezialspringer und ließ solche alten Routiniers hinter sich wie Nilo Halonen, Willi Egger, Nikolai Schamow, den Finnen Hyytiä, den Amerikaner Kotlarek, den Polen Przybyla. Was will man von einem jungen Springer mehr verlangen? Mag sein, vielleicht wäre die Bronzemedaille drin gewesen; aber dazu fehlen ihm noch die Nerven. Und außerdem: Was nicht ist, kann ja später noch werden."

Unter dem 9. Februar 1964, Innsbruck, mag vermerkt sein, daß er bei noch stärkerer Konkurrenz auf der Großen Schanze den achten Rang erreichte – mit einer nur um 2,90 Punkte höheren Differenz zum Sieger als auf der Toni-Seelos-Schanze.

☆

So spannt sich in Papa Neuendorfs Wanderbüchern der Bogen von jenem Faschingsfest, bei dem der 13jährige Dieter aus Jux den ersten Skisprung wagte, bis zu seinen jüngsten olympischen Höhen. In diesen Märztagen wird Dieter Neuendorf seine Bodenkammer mit einem von den Eltern neu hergerichteten gemütlichen Zimmer im Erdgeschoß des kleinen Fachwerkhauses vertauschen. Und seine Fenster werden des abends erleuchtet sein von einer Neonschrift, die die Ruhlaer UMF-Erzeugnisse als Erzeugnisse von Weltruf preist. Sie fällt auf das Zimmer eines Sportlers von Weltruf, der mit Helmut Recknagel, Dieter Bokeloh und Karl Heinz Munk zu einer Skispringermannschaft gehört, die es als einzige der Welt vermochte, jeweils drei Aktive unter die ersten Zehn der beiden olympischen Sprungdisziplinen zu bringen ...



Dieter Neuendorf



or kurzem wurde Josef Jeck, einer der besten Angehörigen der Grenzkompanie Gülle, als Mitglied in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands aufgenommen. Der 22jährige Stabsgefreite wird ein gutes Parteimitglied werden. Woher ich diese Gewißheit nehme? Aus den Äußerungen der Angehörigen seiner Kompanie, mit denen ich fünf Tage nach seiner Aufnahme sprach. Sie alle sind mit mir einer Meinung. Doch bitte, bilden Sie sich selbst ein Urteil ...

Stabsgefreiter Josef Jeck muß vieles unter einen Hut bringen. Als Postenführer, stellvertretender Gruppenführer, FDJ-Gruppenorganisator und Filmvorführer hat er alle Hände voll zu tun, um alle Aufgaben gleichermaßen gut zu lösen. Das erfordert Planung „nach Maß". Aber dafür bringt Josef Jeck als gelernter Herrenmaßschneider schon gewisse Voraussetzungen mit. Auch in seinem zweiten Beruf, Elektromonteur, erwarb er Eigenschaften, die ihm im Grenzdienst zugute kommen: Verantwortungsgefühl, Gewissenhaftigkeit, Überlegung.

Mit dem Postenführer Josef Jeck geht jeder Soldat gerne an die Grenze. Soldat Richter, mit



Vieles unter einem Hut

dem der Stabsgefreite schon oft auf Grenzstreife war, hat sich inzwischen selbst zum Postenführer qualifiziert. „Viel habe ich von Sepp gelernt. Er weiß in allen Dingen Bescheid. Vor allem zeigt er ein hohes Pflichtbewußtsein. Deshalb habe ich mir ihn zum Vorbild genommen." Worte aus dem Munde eines Soldaten, der Josef Jeck kennt. Sie sind wohl das beste Lob, das dem Postenführer ausgesprochen werden kann. Wer alle Aufgaben bei der Grenzsicherung lösen will, muß auch körperlich gut ausgebildet, gestählt sein. Genosse Jeck wehrt stirnrunzelnd ab. Offenbar ist er da mit sich selbst nicht recht zufrieden. „Ein großes As bin ich auf sportlichem Gebiet nicht. Mit Ach und Krach schaffe ich zwölf Klimmzüge." Mit Ach und Krach, sagt er, mancher wäre froh, wenn er so viel ...

Ist der Gruppenführer einmal nicht da, dann läuft bei seinem Stellvertreter Josef Jeck in der Gruppe alles genauso reibungslos, als wenn der Unteroffizier anwesend wäre. Die Genossen achten und lieben ihn wie ihren Gruppenführer. Einer der vielen Belobigungen, die Stabsgefreiter Jeck in seiner zweieinhalbjährigen Dienstzeit erhielt, erinnert er sich besonders stolz. Am Ende des Ausbildungsjahres 1962/63 wurde er für seine ausgezeichneten Leistungen bei der Grenzsicherung als „Bester Soldat des Bataillons" ausgezeichnet und erhielt durch Ministerbefehl vierzehn Tage Sonderurlaub. Das war ein Ansporn für alle. Und welcher Soldat folgt wohl nicht gerne den Befehlen des besten Soldaten des Bataillons?

Der FDJ-Gruppenorganisator Josef Jeck ist der rührigste von allen in der Grenzkompanie. „Manche FDJ-Mitglieder könnten noch aktiver mitarbeiten", meint er. „Aber zu verstecken brauchen wir uns deshalb nicht." Große Aktivität entwickelt er, um allen Genossen die Liebe zum Buch zu vermitteln. Er organisierte mehrere Buchbesprechungen, die ihren Zweck nicht verfehlten. Die Methode des aktuellen Gesprächs „aus dem Stegreif" geht auch auf seine Initiative zurück. Was das ist? Ganz einfach so: Die neuen Zeitungen sind angekommen, die Soldaten lesen sie. Zu irgendeinem Problem äußert sich jemand, der nächste sagt seine Meinung dazu – und schon beginnt eine ungezwungene, angeregte Unterhaltung, in der jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. „Solche Gespräche sind jedesmal fruchtbar", sagt Josef Jeck dazu.

Als Filmvorführer ärgert es ihn, daß er immer erst dann erfährt, welcher Film gespielt wird, wenn der Filmwagen schon da ist. „Ich möchte Filmeinführungen geben und Diskussionen über bestimmte Filme leiten", meint er besorgt. „Aber entweder gibt der Stab des Truppenteils für die Kompanien keinen Filmplan heraus, oder er wird nicht eingehalten. Dort, wo ich bis Herbst 1963 diente, sah ich mir die Filme in der Nachbarkompanie an, bevor ich sie zeigte. Dadurch wirkte sich das Fehlen des Planes nicht so sehr aus wie hier."

Die kritischen Worte von Josef Jeck zeigen, daß er stets und überall bestrebt ist, das Beste zu geben. Und eben deshalb gelangten seine Genossen und ich zu der Gewißheit, daß er ein gutes Parteimitglied werden wird.

Hauptmann Schütze

KREUZWORTRÄTSEL

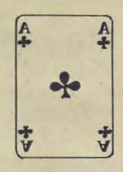
Waagerecht: 1. Kraftspeicher, 5. Spezialsprungläufer des ASK, 11. Verhältnis Flug- zu Schallgeschwindigkeit, 14. Gaffelsegel am hintersten Mast, 15. bedeutendster bulg. Dichter, 16. deutsche Spielkarte, 18. berühmter sowj. Eisbrecher, 20. chem. Element, 22. engl. Insel, 23. Wirtshaus, Schenke, 24. Musikinstrument, 25. Chef der Volksmarine, 27. poln. Halbinsel, 30. indones. Insel, 35. Nutzanwendung aus einer Erzählung, 37. großer russ. Feldherr, 41. Nebenfluß des Rheins, 42. großes Gewässer, 43. Gewichtseinheit, 44. Nebenfluß der Wolga, 45. weibl. Vorname, 46. afrik. Staat, 49. Bergrücken bei Braunschweig, 50. Gerät zum Messen der Geschwindigkeit und des zurückgelegten Weges (Kurzform), 51. Oper von Puccini, 52. Komponist der Operette „Das Land des Lächelns", 53. höchster Berg des Böhmerwaldes, 54. dem Wind abgewandte Seite, 55. Laufgraben, 58. rillenförmige Vertiefung, 59. Verneinung, 61. Tongefäß, 62. Treibmittel, 63. Aggregatzustand des Wassers, 65. Kontakt im Transistor, 68. Ehrenpreis, 70. nord. Haustier, 75. Maßeinheit der Arbeit, 78. sowj. Jagdflugzeug, 80. Hafenstadt in Eritrea (Nordostafrika), 82. Land in Hinterindien, 83. Teil des menschl. Körpers, 85. Berg bei Innsbruck, 86. Teil des Revolvers, 87. Metall, 88. Freizeitbeschäftigung, 89. militär. Auszeichnung, 90. Stadt in Holland, 91. Radsport: Kurzstreckenfahrer, 92. Konstrukteur des ersten entwicklungsfähigen Automobils.

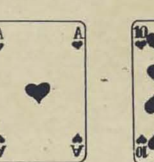
Senkrecht: 1. Elementarteilchen, 2. harziges Holz, 3. Trainer der Spezialsprungläufer des ASK, 4. neu-



Mittelhand kommt bei 27 ans Spiel, spielt Herz Hand und gewinnt bei folgendem Spielverlauf mit 70 Augen: 1. V: Kreuz König M: Kreuz As H: Herz 7. 2. H: Karo Dame V: Karo As M: Herz As. 3. M: Herz 9 H: Herz König V: Herz 8. 4. H: Karo 9 V: Karo König M: Herz 10. 5. M: Herz Bube H: Pik Bube V: Karo 10. 6. H: Pik König V: Pik 7 M: Pik 10. 7. M: Kreuz Bube H: Karo Bube V: Kreuz 7. 8. M: Kreuz 10 H: Pik 8 V: Kreuz 8. 9. M: Herz Dame H: Pik 9 V: Kreuz 9. 10. M: Pik Dame H: Pik As V: Kreuz Dame. Wie hätten die Gegenspieler nach dem ersten Stich weiterspielen müssen, um selbst zu gewinnen?








artige Lichtquelle, 6. Fluß in Polen, 7. Komponist der Nationalhymne der DDR, 8. Farbton, 9. Kunstflugfigur, 10. Kreisstadt nördlich von Berlin, 12. Nebenfluß des Rheins, 13. Stadt a. d. Lippe, 17. Hauptstadt der Aserbaidshan. SSR, 18. Lammfell der Fettschwanzschafe, 19. Strom in Afrika, 21. Staat der USA, 26. Nebenfluß der Donau in der ČSSR, 27. meteorolog. Begriff, 28. Nebenfluß des Rheins, 29. Öffnung im Schiffsdeck, 30. siebenstufiges Intervall, 31. ital. Physiker, Nobelpreis 1909, 32. franz. kommunist. Schriftstellerin, 33. Nichtfachmann, Liebhaber, 34. Autor des dram. Gedichts „Nathan der Weise", 36. deutscher Schlagersänger, 37. Dichter des Befreiungskrieges, 38. Nachtschattengewächs (Mz.), 39. größter Strom Südafrikas, 40. Sammelbezeichnung für mehrere Stämme des Tierreichs, 46. Brennstoff, 47. Bergweide, 48. engl. Bier, 56. afrik. Liliengewächs, 57. europ. Hauptstadt, 60. Höhenrücken des Weserberglandes, 64. Maschinenpark der LPG, 66. Futterpflanze, 67. Teilstrecke, 69. ASK-Fußballspieler, 71. Prüfung, 72. ethischer Begriff, 73. russ.: der Funke, 74. soldat. Tugend, 76. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 77. norddeutscher Dichter (1817–1888), 78. Sperrenmittel, 79. Bezirk der DDR, 81. See in der Sowjetunion, 82. Blutgefäß, 83. Wasserpflanze, 84. inneres Organ.

1 2 3 4 5 6 7

RUND UM DAS ZAHLENFELD

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld.

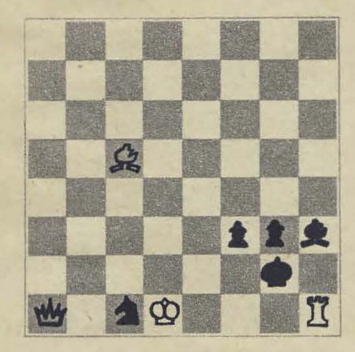
1. Mittel der Truppenführung, 2. Militär. Einheit, 3. Flüssigkeitsbehälter, 4. Komponist der „Internationale", 5. Verwaltungseinheit in der DDR, 6. Artillerist, 7. Sportboot.

IM VERSTECK

Mazedonien – Trommelrevolver – Sauerland – Ungerade – Goldpokal – Kommandeur – Grillparzer – Karabiner – Blutorange – Jugoslawien.

In jedem dieser Wörter ist ein geographischer Begriff enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Begriffe ergeben den Namen eines hervorragenden russ. Militärtheoretikers.

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

Es gilt eine Kontaktaufnahme der weißen Schwerfiguren (D u. T) ausfindig zu machen.
Verfasser: G. Jato.
Stellungsbild: Weiß: Kd1, Da1, Th1, Lc5 (vier Steine). Schwarz: Kg2, Sc1, Lh3, Bf3, g3 (fünf Steine).

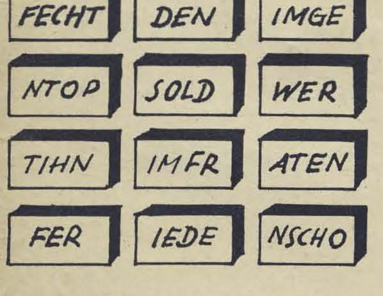
BUCHSTABENSTREICHEN

Tatra – Linie – Gong – Krähe – fertig – Tunten – Ätna – Teig – Kreis – Tasche – Wächter – Kübel – Rebell – Plast – Zunge – Schande – Etui

Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die stehengebliebenen Buchstaben ergeben einen sportmedizinischen Lehrsatz.

BAUSTEINCHEN

Die Steinchen sind so zu ordnen, daß sie einen Grundsatz für die militär. Ausbildung ergeben.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 2/1964

SKAT: Hinterhand gewinnt Grand.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Regatta, 3. Rochade, 5. Traverse, 7. Torte, 9. Otter, 10. Hering, 11. Warta, 12. Oran, 14. Ware, 16. Ardenne, 18. Andersen, 19. Pergament.
Senkrecht: 1. Reaktor, 2. Tatra, 3. Rose, 4. Degeyter, 6. Verschluß, 8. Teheran, 9. Ottawa, 12. Ozean, 13. Faden, 15. Regiment, 16. Arsen, 17. Neper.

MAGISCHES QUADRAT: 1. Moder, 2. Amado, 3. Davit, 4. Edikt, 5. Rotte.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Kolbe, 5. Arsenal, 11. Alpen, 14. Norm, 15. Rapier, 16. Legat, 17. Reimann, 20. Euler, 21. Express, 22. Vogesen, 23. Ahorn, 26. Ede, 27. Daube, 29. Renate, 31. Bier, 33. Röm, 35. Marx, 36. Vers, 38. Kremser, 40. Kola, 42. Ente, 43. Aul, 44. SOS, 45. Boma, 46. Note, 48 Starter, 52. Seni, 55. Anna, 56. Oper, 57. Aral, 58. Liebig, 61. Senat, 63. Bai, 65. Knall, 66. Ardenne, 68. Gromyko, 70. Ihrer, 71. Terrain, 73. Spann, 74. Iberer, 75. Frei, 76. Oradour, 77. Narbada, 78. Arosa.
Senkrecht: 1. Kollar, 2. Legion, 3. Entente, 4. Trupp, 6. Ries, 7. Ehm, 8. Arno, 9. Langner, 10. Linse, 11. Arendal, 12. Pollux, 13. Norden, 17. Rerik, 18. Isere, 19. Avers, 24. Heine, 25. Ravenna, 28. Arabien, 30. Erato, 32. Ernte, 34. Oeser, 35. Mosel, 37. Sue, 39. Mir, 40. Kos, 41. Email, 47. Ontario, 48. Spanten, 49. Arber, 50. Taiga, 51. Radon, 53. Nikosia, 54. Eskimo, 55. Andrla, 59. Bamako, 60. Glinka, 62. Adler, 64. Hydra, 67. Nero, 69. Ried, 72. Rab.

SCHACH: Weiß: Kh8, Dd2, Tc3, Sg7, Sh2 – Schwarz: Kh4, Db4, Sg8, Bd7, h3. Zweizüger von M. Huse. 1. Tg3! Kg3: 2. Sf5 matt, 1. . . . Dd2: 2. Tg4 matt, 1. . . . S oder B beliebig 2. Dg5 matt.



HEFT 3
MÄRZ 1964
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Oberstleutnant Dr. Milan Codr, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann László Serfözö, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 5. Februar 1964

Fotos: Klöppel (1) Titel; Gebauer (29) Rücktitel, S. 4, 5, 6, 10, 11, 12, 13, 14, 31, 39, 40, 41, 44, 45, 46, 47, 48; Schlünz (1) S. 5; Archiv: Kunze (2) S. 16, 17; Szymański (2) S. 18, 20; Pawelec (1) S. 33; DEWAG (1) S. 26; Weidt (1) S. 28; Opitz (3) S. 36, 37; Gshelskow (4) S. 54, 55, 56; Eckardt (1) S. 62; Militärbilddienst (3) S. 65; Natusch (1) S. 67; Borkowsky (1) S. 72; Bach (2) S. 74, 76; Schreiner (1) S. 77; Archiv (12) S. 25, 34, 35, 52, 66, 67.

TITELBILD: Fla-Rakete auf dem Marsch

Es ist kurios bei Sylva Schüler: Die Schulzeit sieht sie als Sprecherin der Männerrollen bei den Klassikerlesungen, ihre Theaterzeit in Halle als Darstellerin solcher Kinderrollen wie der „Schneekönigin" oder der Olga in „Timur und sein Trupp". Das Ergebnis war in beiden Fällen Zufriedenheit – sowohl auf Seiten ihres Lehrers wie ihrer kindlichen Zuschauer, die hinterher, als sie ihre geliebte Schneekönigin am Bühnenausgang erwarteten, nur darob ein wenig enttäuscht waren, daß sie in Sylva Schüler kein gleichaltriges Kind mehr, sondern eine erwachsene Schauspielerin vor sich hatten.

Doch zurück zur Schule.

Denn bereits dort zeigte sich Sylva Schüler theaterbegeistert, verbunden mit dem Wunsch, selbst

STAR-Palette



einmal Schauspielerin zu werden. Doch es war eine schlechte Zeit, in der sie aufwuchs: Faschismus und Krieg. Und so schickten sie die Nazis statt zur künstlerischen Ausbildung ins „Pflichtjahr". Erst 1945, als mit dem demokratischen Neuaufbau auch in Magdeburg, ihrer Heimatstadt, eine neue Schauspielschule entstand, konnte sie ihren Wunsch Wirklichkeit werden lassen.

Noch in der Ausbildung bekam sie die ersten Rollen: Die Res in Wolfs „Armen Konrad" und die Klawa in Katajews „Ruhetag". Den 5 Magdeburger Jahren folgten Engagements in Halle und Zwickau, von wo sie 1956 zum Funk und zum Fernsehen kam.

Vom Bildschirm her kennen wir sie aus folgenden Fernsehspielen: „Justizmord", „Nachts kamen die Ratten", „Das standhafte Fräulein", „Flucht aus der Hölle" und „Tempel des Satans". „Jetzt brummert's" hieß eine Sendereihe mit den Vier Brummers, in welcher sie als Chansonette auftrat.

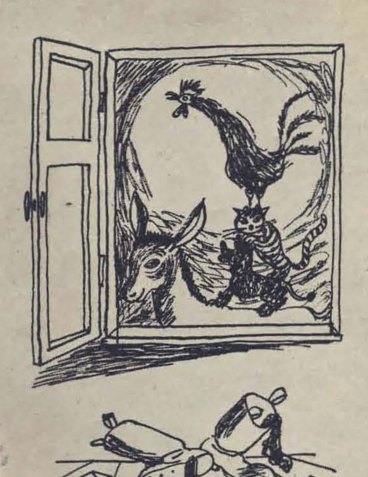
Vielseitigkeit ist Trumpf bei Sylva Schüler. Und so hat sie ihr Herz der leichten Muse ebenso geschenkt wie der dramatischen Kunst, was ihr wiederum ganze Koffer voller Verehrerbriefe einträgt; nicht wenige mit Soldatenabsendern . . .

K. H. F.



„Sie haben jetzt lange genug auf der Erbse gelegen!"

◄



►

„Wie in einer Räuberhöhle sieht es aus, aber ob es d i e Räuberhöhle ist?"

Paul Klimpke erzählt





„Ihr habt wohl keinen Kompaß?"

◄



►

„Entschuldigen Sie, Frau Holle, ist Fräulein Marie zu Hause?"

„Guck mal, Rotkäppchen und der Wolf!"

▼



Index 31 036

